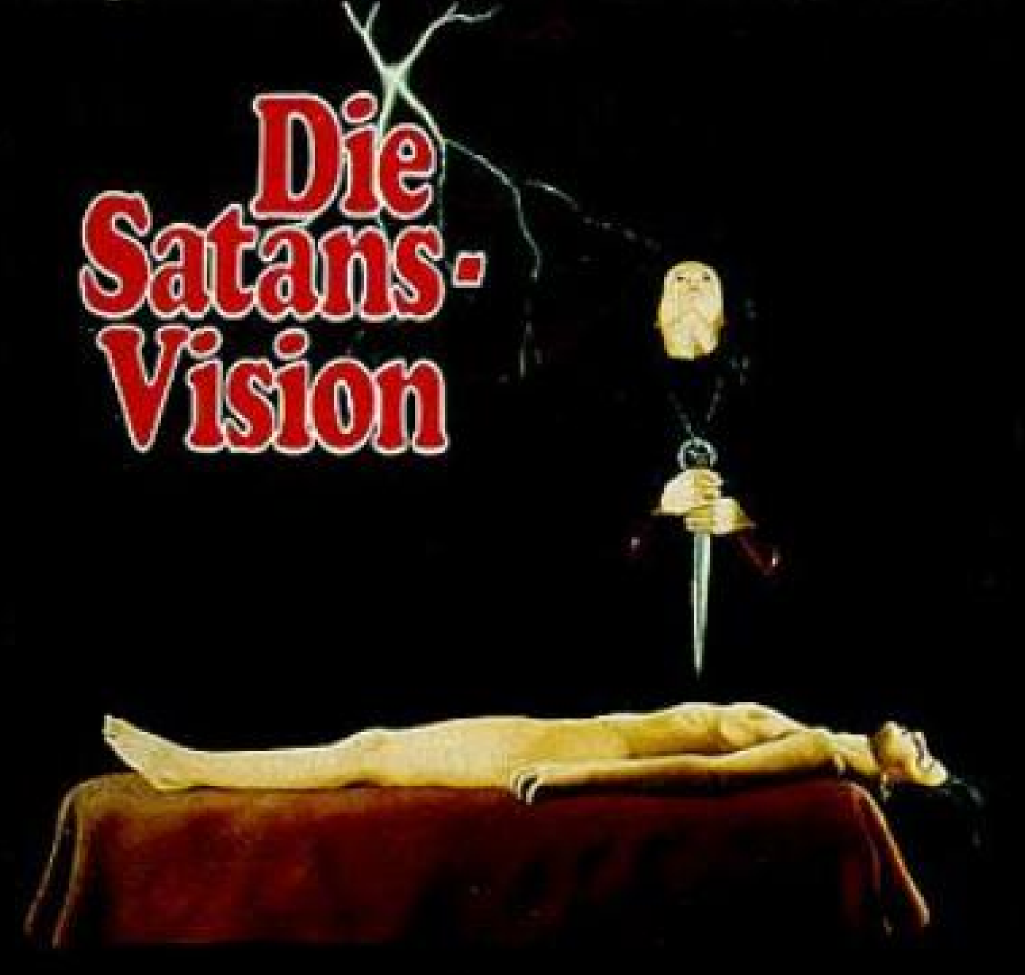
[illegible] DM/DDR 5,70 M
Schweiz: Fr 1,90 / Österr. S 15,–
Band 615 NEU
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande hfl 2,40 / Spanien P 160



Die Satans-Vision

John Sinclair Nr. 615

von Jason Dark

erschienen am 17.04.1990

Titelbild von Blanchard

Sinclair Crew

Die Satans-Vision

Mitten in der Stadt und inmitten des vorweihnachtlichen Trubels war es über sie gekommen. So plötzlich, daß sie keine Erklärung dafür fand, aber auch nichts dagegen tun konnte.

Die Einkaufspassage war schwarz vor Menschen, als müßten sie genau an diesem Tage noch alles besorgen, weil vierundzwanzig Stunden später der Weltuntergang bevorstand.

Auch Anne Geron hatte sich nur weiterschieben können, vorbei an den glitzernden Auslagen der Geschäfte.

Sie zeigten all den Glimmer und Glitzer, den künstlichen Schnee, die ebenfalls künstlichen Tannenbäume, die pausbäckigen Posaunenengel, die an dünnen Fäden hängend durch die Luft schwebten und hinabschauten auf die Krippen mit ihren Figuren.

Schmuck, Spielzeug, perfekt gestylte Pakete. Weihnachten auch in den Parfümerien, die ihre Schaufenster mit einer blendenden Fülle geschmückt hatten.

In einer Auslage stand ein besonders großer Engel. Auf einer Erhöhung hatte er seinen Platz gefunden, deshalb starrte er von oben herab auf die vorbeigehenden Passanten.

Auch Anne Geron sah ihn. Sie blieb stehen und mußte sich dabei etwas zur Seite drehen, um den Druck der folgenden Käufer abzulenken. Sie konnte selbst nicht sagen, aus welchem Grund sie nicht mehr weiterging. Es konnte an dem Engel liegen, dessen Anblick sie einfach faszinierte. Er besaß ein wunderschönes Gesicht, trug ein langes, schneeweißes Gewand und preßte das Mundstück einer goldenen Trompete gegen seine Lippen.

Um ihn herum verteilten sich schwebend die Parfümflakons und all die toll gestylten Fläschchen und Töpfe, die mit Kosmetika aller Art gefüllt waren.

Natürlich wollte man verdienen, natürlich wollte man locken, aber nicht so, wie es Anne plötzlich sah.

Der Engel verwandelte sich!

Auf einmal sah sie die gräßliche Gestalt, überall verteilte sich Blut.

Aus dem Engel war eine dämonische Gestalt geworden, aus seiner Trompete ein mörderisches Schwert.

Er hieb um sich, zerschlug die ausgestellten Gegenstände, aus den Blutfontänen spritzten, und auch sein Gesicht hatte sich verändert.

Anne Geron, die alles mitbekam und schreckensstarr vor der Schaufensterscheibe stand, wollte ihren eigenen Augen nicht trauen.

Die Gestalt besaß ihr Gesicht!

Zwischen all dem Grauen, dem Blut und der Vernichtung wirkte es wie ein kostbares Gemälde, so rein, so klar und gleichzeitig so unendlich weit von dem Grauen entfernt.

Anne Geron merkte nicht, daß sie gegen die Schaufensterscheibe fiel. Sie wollte sich daran festhalten, schaffte es aber nicht einmal, sich abzustützen, weil sie einfach die Kraft nicht besaß und allmählich an der Scheibe entlang nach unten glitt.

Sie fiel…

Anne sank zusammen, die Welt war für sie zu einem brausenden Orkan geworden, der alles andere hinwegschwemmte. Aus den Tiefen dieses Orkans drang etwas hoch, es war wie eine Botschaft, die anschließend zu zahlreichen Stimmen zerfaserte, und Anne hörte die erschreckten Fragen der Menschen, die Zeuge ihres Zusammenbruchs

gewesen waren.
»Geht es Ihnen nicht gut, Mademoiselle?«
»Der Streß ist vor dem Fest am schlimmsten.«
»Ja, man sollte es abschaffen, ganz abschaffen«, meinte ein anderer. »Es hat sowieso keinen Sinn.«
»Hören Sie doch auf, Monsieur. Natürlich hat das Fest Sinn. Nur was die Menschen daraus gemacht haben, ist sinnlos geworden.«
»Das meinte ich ja.«
»Dann sagen Sie es demnächst deutlicher…«
Für Anne Geron waren die Worte zwar zu verstehen, aber die Sätze selbst rauschten wie Bachwasser an ihr vorbei. Sie nahm auch nicht den Sinn in sich auf und kam sich hin und wieder vor wie auf einem Floß sitzend, das sie einfach wegschwemmte.
»Sollen wir einen Arzt rufen, Mademoiselle?« Die Stimme der Frau klang besorgt.
Anne runzelte die Stirn. »Einen Arzt?« wiederholte sie flüsternd.
»Weshalb einen Arzt?«
»Sie sind zusammengebrochen.«
»Nein, bitte, mir wurde nur schwindlig. All das Blut, das ich sah. Der Engel schlug ja zu. Er hatte ein Schwert, er war schrecklich, veränderte sich zu einem Teufel…«
»Mademoiselle!« Die Stimme der Helferin klang etwas pikiert.
»Was jeden Sie denn da?«
»Ich… ich?«
»Ja – Sie!«
Anne war noch immer durcheinander. Sie schaute erst jetzt hoch und stellte selbst fest, daß sie auf dem Boden lag, andere Passanten ihren Gang unterbrochen und sie umringt hatten. Sie standen in einem Halbkreis vor ihr und glotzten sie neugierig an.
Die Frau, die gesprochen hatte, sah aus, als ob ihr die Worte leid getan hätten. Kopfschüttelnd ging sie, bevor Anne sich bei ihr bedanken konnte.
Jemand streckte ihr die Hand entgegen, als er sah, daß Anne sich erheben wollte. Es war ein noch junger Mann mit sehr ernsten Augen, aber einem feinen Lächeln um die Mundwinkel.
»Merci«, flüsterte die junge Frau, »merci beaucoup.«
»Kann ich Ihnen sonst noch helfen?«
Anne strich ihr dunkles Haar zurück. »Nein, danke, vielen Dank, es wird schon gehen.«
»Sie sehen noch immer sehr blaß aus.«
Anne wischte fahrig durch die Luft. »Ja, das ist schon wahr. Der plötzliche Anfall, wissen Sie…«
Der junge Mann beugte sich vor. Er trug einen rehbraunen Mantel von sehr modernem Schnitt. Das dunkelblonde Haar hatte er glatt

nach hinten gekämmt und eingegelt. Die Brille mit dem blauen Gestell stand ihm. Sie gab ihm ein intellektuelles Aussehen. »Wäre es nicht wirklich besser, wenn ich Sie ein Stück des Weges begleite und ein oder zwei Augen auf Sie halte?«

»Das ist wirklich nicht nötig – danke. Ich komme schon allein zurecht.«

»Wie Sie wünschen, Mademoiselle.« Er lächelte noch einmal, drehte sich um und war sehr schnell innerhalb des Gedränges in der Passage verschwunden.

Anne Geron aber atmete sehr tief durch. Sie mußte erst einmal zu sich selbst finden. Obwohl sie es nicht wollte, dachte sie permanent an die schrecklichen Vorgänge in dem Schaufenster, dem sie nach wie vor den Rücken zudrehte.

Nur sie hatte den Schrecken gesehen. Weshalb nicht die anderen?

Sie traute sich noch nicht, ihren Körper zu drehen und wieder hinzuschauen. Vor ihr floß der Strom der Käufer vorbei. Weihnachtliche Musik, süßlich verkitscht, schwang durch die Passage und verwehte draußen im Verkehr der Einkaufsstraße.

Nur die Kinder schritten mit erwartungsvollen Ausdrücken in den Gesichtern an den Schaufenstern vorbei, die Erwachsenen machten mehr einen gestreßten Eindruck.

Endlich überwand sich Anne und drehte sich auf der Stelle. Ihre Augen zuckten, denn der Engel lächelte auf sie herab. Keine Spur mehr von dem Grauen, das nur sie allein gesehen hatte. Da hingen die kleinen Pakete und Flaschen völlig normal innerhalb der schneebedeckten Auslagen. Da flimmerte und glitzerte das Kunsteis. Eine Verkäuferin griff nach einem besonders großen Paket, mußte es mit zwei Händen umfassen. Als sie aus ihrer gebückten Haltung wieder hochkam, trafen sich ihre Augen und Annes Blicke.

Die Verkäuferin schaute die junge Frau fast böse an, wandte sich hastig ab, verschwand im Geschäft und blieb neben einer älteren Kundin stehen, auf die sie einsprach.

Anne aber ging weiter. Sehr vorsichtig setzte sie dabei ihre Füße, weil sie bei jedem Auftreten noch immer das Gefühl hatte, ins Leere zu schreiten.

Dieser Eindruck, auf Wellen zu laufen, ließ sich einfach nicht verdrängen. Nachwirkungen des Schwindels, der glücklicherweise sich nicht mehr verstärkte.

Der Strom aus Menschen schob sie automatisch voran. Sie mußte sich nur treiben lassen.

Trotzdem bekam sie kaum etwas von ihrer Umgebung mit. Auch wenn sie in die Schaufenster schaute, gelang es ihr kaum, die Waren zu betrachten, die dort ausgestellt waren.

Anne suchte etwas und wußte nicht, was. Bis ihr die zuckende

Reklame eines dieser modernen kleinen Cafés ins Auge stach. Der Laden hieß »Moment mal«, und auf ihn lenkte die junge Frau ihre Schritte zu. Eine Tasse Kaffee war genau das, das ihr jetzt fehlte.

Sie schaute auf die Stehtische, die glänzende Theke, wo viel Chrom verarbeitet worden war, auf die schicken Mädchen, die bedienten, und sie sah in der Ecke einen kleinen Tisch, an dem nur ein Stuhl stand, der zufällig noch leer war.

Bevor jemand anderer Platz nehmen konnte, hatte sich Anne bereits hingesetzt, schloß für einen Moment die Augen und glaubte, sich von dem sie umgebenden Stimmengemurmel wegtragen lassen zu können. Sie floh gedanklich auf dichten Wolken dahin, und erst die fragende Stimme der Bedienung riß sie aus ihren Träumen.

»Entschuldigen Sie, ich war in Gedanken.«

Die Bedienung, auf schnelles Verkaufen eingestellt, lächelte nur schief. »Ja, natürlich, was…«

»Einen großen Kaffee, bitte. Aber ohne Milch, nur schwarz.«

»Sonst noch etwas?«

»Ja, und einen Cognac.«

»Sehr wohl.«

Anne schaute dem jungen Mädchen nach, ohne es richtig zu sehen. Auch die anderen Gäste nahm sie kaum wahr. Sie bildeten für sie mehr eine gesichtslose Masse, die sich innerhalb des Raumes verteilte. Dabei versuchte doch jeder Gast Eindruck zu schinden und sich irgendwie in den Vordergrund zu stellen. Man kam nicht, man produzierte sich selbst, das war heute nichts Ungewöhnliches, besonders nicht in Cafés wie diesen, die zu den »In«-Schuppen von Toulouse zählten.

Nicht weit entfernt war ein Salat-Buffet aufgebaut, wo es auch Köstlichkeiten aus dem Meer gab. Eigentlich wäre es für Anne Geron Zeit gewesen, etwas zu essen, gerade Salate und Meeresfrüchte mochte sie, aber der Appetit war ihr vergangen.

»So, der Kaffee und der Cognac!« Die Bedienung stellte beides ab, kassierte direkt, und Anne trank zunächst einen Schluck Alkohol, der warm in ihren Magen rann und dort sein Aroma ausbreitete.

Danach umfaßte sie die Schale mit beiden Händen. Der Kaffee schimmerte fast schwarz. Auf seiner Oberfläche spiegelten sich die Lichter, die von der Decke herab auf die Gäste strahlten und sie manchmal blendeten.

Nach den ersten Schlucken war ihr warm geworden. Anne zog den schwarzen Mantel mit dem ebenfalls dunkel eingefärbten Kaninchenfell am Kragen aus und hängte ihn über die obere Rundung der Stuhllehne. Sie trug einen violetten Pullover und moderne helle Winterjeans. Ihre Füße steckten in halbhohen gefütterten Stiefeln.

Anne Geron war eine schlanke Person. Das schwarze Haar lag glatt

um ihren Kopf und ließ das Gesicht noch schmaler aussehen.
Manchmal, wenn sie unterrichtete – sie war Kunstlehrerin – band sie es im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammen, normalerweise trug sie es lieber lang, das war ihr persönlicher Stil.
Ihre Gesichtshaut wirkte immer ein wenig blaß. Der Mund ebenfalls, nur die dunklen Augen oberhalb des schmalen Nasenrückens, zeigten stets einen etwas melancholischen Ausdruck, so daß Anne wie eine Person wirkte, die ständig über irgendwelche Probleme nachdachte, ohne sie allerdings lösen zu können.
In der Tat war die sechsundzwanzigjährige junge Frau ein ernster Mensch. Ja, sie dachte oft daran, daß es vielen Menschen sehr gut ging, anderen sehr schlecht, und sie taute eigentlich nur auf, wenn sie sich mit ihrer Kunst beschäftigen konnte.
Hin und wieder malte sie selbst, und all ihre Bilder konnten eine gewisse Düsternis und Melancholie nicht verleugnen. Als wären sie von einem Menschen gemalt worden, der unter einem schweren Schicksal zu leiden hatte.
In der Tat dachte sie oft über ihr Schicksal und auch über die Herkunft nach, denn da lag noch einiges im dunkeln. Ihre Eltern waren früh gestorben, dank eines Stipendiums einer Kunstakademie hatte sie ihr Studium und das Leben bisher meistern können, und den Job als Lehrerin hatte sie nur durch einen Zufall bekommen, weil sie eben zu gewissen Künstlerkreisen gute Beziehungen besaß.
Sie saß auch jetzt als einzige einsam an dem kleinen runden Bistrotisch, trank ihren Kaffee und schaute sich die Menschen an, die miteinander sprachen, lachten, aßen und tranken.
In der Mehrzahl bevölkerten junge Leute das Café. Es war für sie eine Anlaufstelle oder Treffpunkt, Anne saß zum erstenmal hier. Sie fühlte sich in diesen Yuppie-Kreisen überhaupt nicht wohl, aber sie wollte nicht für Stunden auf dem schmalen Stuhl hockenbleiben, obwohl sie sich davor fürchtete wieder in ihre kleine Wohnung in der Altstadt zurückzukehren.
Eigentlich war sie gern dort, nur nach diesen schrecklichen Vorkommnissen hatte sie einfach Angst davor, allein zu sein. Vielleicht hätte sie die Begleitung des jungen Mannes nicht abschlagen sollen, aber das war vorbei, zu spät.
Den Rest des Cognacs kippte sie in den Kaffee und vermischte die Flüssigkeiten miteinander, indem sie die breite, schalenartige Tasse einige Male drehte.
Mit einem letzten Schluck leerte sie das Gefäß und griff zu ihren Zigaretten. Hin und wieder rauchte sie ein Stäbchen. Nach diesen Aufregungen würde es ihr sicherlich guttun.
Sie zündete sich die Filterlose aus der blauen Packung mit einem Reklamestreichholz an, blies den Rauch der Decke entgegen und

schaute nach vorn in Richtung Eingang.
Die Bedienung streifte an ihrem Tisch vorbei, sah die leeren Gefäße und erkundigte sich, ob sie noch etwas bringen sollte.
Anne entschied sich schnell. »Ja, noch einen Kaffee, bitte.«
»Gern.«
Der Rauch wölkte sich vor ihrem Gesicht. Kein Ventilator verteilte ihn. Sehr nachdenklich schaute Anne in die Wolken hinein und dachte wieder an die Vision und auch daran, daß nur sie etwas davon wahrgenommen hatte. Weshalb?
Alles im Leben hatte seinen Grund. Es geschah nichts ohne Motiv.
Irgendwo lief der Kreis des Schicksals eines jeden Menschen zusammen, so war es auch bei ihr.
Anne glaubte nicht an einen Zufall, daß sie dazu auserwählt worden war, genau die Dinge zu sehen. Nein, das mußte etwas zu bedeuten haben. Der Kaffee wurde vor sie abgestellt. Anne zahlte wieder und spürte trotz des genossenen Getränks eine gewisse Müdigkeit in sich hochsteigen. Sie nahm sich vor, nach dieser Tasse das Café zu verlassen und in ihre Wohnung zu gehen, wo sie sich hinlegen wollte.
Ab und zu wurden ihr Blicke zugeworfen. Einige davon einladend, besonders von Männern, andere wiederum abschätzend und uninteressiert. Die von den weiblichen Gästen, da sah wohl jede Frau in der anderen, die nicht zur Clique gehörte, eine Konkurrentin.
Und noch jemand schaute sie an.
Es war ein Mann.
Er stand nicht weit vom Eingang entfernt, konnte aber wegen seiner Größe über die meisten Köpfe hinwegblicken und hatte Anne Geron sofort entdeckt.
Auch sie sah ihn. Der Mann trug einen rehbraunen Mantel und die Brille mit dem ungewöhnlichen Gestell. Es war derjenige, der sie angesprochen hatte, als es ihr schlecht ging.
Jetzt stand sein Mantel offen. Anne konnte den weißen Schal sehen, der um seinen Hals lag.
Er winkte ihr zu.
Anne war zu überrascht, um den Gruß zu erwidern, vielleicht auch zu träge, was ihr der neue Gast nicht weiter übelnahm, denn er steuerte ihren Tisch an.
Auf einmal war es wieder da!
Anne spürte in ihrem Kopf das gewaltige Brausen, als würde ein Wasserfall hinter der Stirn schäumen. Die Gäste verschwammen im gleichen Moment zu einer grauen Masse, und nur einer blieb davon übrig.
Der Mann im braunen Mantel!
Er schritt durch das Lokal, nein, er schwebte, als gäbe es keine Hindernisse und verwandelte sich urplötzlich zu einer schwarzen

Gestalt mit einem bleichen, konturlosen Gesicht, wobei er in der rechten Hand ein Kurzschwert mit schmaler Klinge hielt, dessen Spitze genau auf Anne Geron wies…

***

»Sie sollten die Ikone noch vor Weihnachten nach Alet-les-Bains bringen«, hatte uns Sir James gesagt, und seine Worte waren dabei auf fruchtbaren Boden gefallen.

Auch wir wollten diesen Teil des Templer-Schatzes endlich loswerden, das hatten wir schon lange vorgehabt, aber es war uns immer etwas dazwischengekommen.

Zuletzt noch das Werwolf-Begräbnis, dem ich beinahe zum Opfer gefallen wäre.

Glenda hatte es geschafft, mich zu retten, auch Suko hatte eingegriffen, und unsere gemeinsame Sekretärin war nach dieser Aufregung auf höheren Befehl zu Hause geblieben, denn sie sollte sich zunächst einmal erholen.

Soweit war alles klar, es lag momentan nichts mehr an, und unsere Reise war gebucht. Nur hatte ich dem Abbé noch keinen Bescheid gegeben und überlegte, ob ich ihn überhaupt vorwarnen sollte. Es wäre sicherlich nicht schlecht gewesen, ganz überraschend dort aufzutauchen.

Suko war damit nicht einverstanden. »Ich weiß nicht, John, wie würdest du denn an seiner Stelle reagieren?«

»Ich würde mich freuen.«

»Aber du bist nicht der Abbé.«

»Richtig.« Ich schaute auf die Ikone, die zwischen uns auf dem Tisch lag.

Wir hatten die Ikone bei einem Spezialisten reinigen lassen.

Schließlich hatte sie über Jahrhunderte hinweg in einem unter Wasser gelegenen Versteck verbracht, da setzte sich schon Patina an. Der Spezialist vom Yard hatte es allerdings geschafft, sie so zu reinigen, daß sie aussah wie neu.

Wenn mich nicht alles täuschte, zeigte das Motiv Johannes den Täufer in der Wüste, wo er in einem Wasserloch stand und die Gläubigen taufte. Er selbst goß das Wasser über die Köpfe der Menschen, deren Gesichter durch die Reinigung der Ikone so deutlich hervorgetreten waren, daß wir sogar Details ausmachen konnten.

Ich schaute mir das Motiv immer wieder an, und zwar dermaßen oft, daß es sogar Suko auffiel.

»Ist etwas damit?«

Ich hob die Schultern. »Das kann ich dir nicht genau sagen«, murmelte ich und strich mit den Fingern darüber hinweg. »Aber etwas stört mich an dem Kunstwerk.«

»Was denn?«
»Keine Ahnung.«
Suko tippte gegen seine Stirn.
»Komm mir nicht mit solchen Sachen, da kann man nicht einmal lachen.«
»Ich weiß. Es klingt auch blöde oder verrückt, aber etwas paßt mir nicht an dem Bild.«
»Dann sag es.«
»Wenn ich das genau wüßte.« Ich stand auf und holte aus einer Schublade eine Lupe. Durch sie wollte ich jedes Detail dieser Ikone genau in Augenschein nehmen. Möglicherweise fiel mir dann auf, was mich bisher nur im Unterbewußtsein gestört hatte.
»Dann mach mal«, sagte mein Freund, als ich ihm gegenüber wieder meinen Platz einnahm.
Die Ikone war etwa einen halben Yard lang und die Hälfte davon breit. Und sie bestand aus Gold. Schon allein vom Materialwert war sie kaum bezahlbar. Wenn der Abbé sie verkaufte, um für sich und seine Männer ein Stück finanzieller Unabhängigkeit zu erwerben, konnte er ein kleines Vermögen herausschinden. Davon gingen Suko und ich aus.
Der Inspektor ließ mich in Ruhe. Ich beugte mich vor, hielt die Lupe dicht vor mein rechtes Auge und untersuchte Zentimeter für Zentimeter das wertvolle Stück.
Wer diese Figur geschaffen hatte, mußte ein Meister seines Fachs gewesen sein, ein hervorragender Künstler, denn da stimmte eigentlich jedes Detail.
Ich schaute mir besonders die Gesichter an. Zuerst das des Täufers. Über dessen Zügen schien ein sanfter Schein zu liegen, vielleicht lag es auch an dem weichen Lächeln, das die Lippen des langhaarigen Mannes umschmeichelte.
Das große künstliche Auge wanderte weiter, und mein Blick floß über die Menschen, die auf die Taufe warteten. Auch bei ihren Gesichtern hatte der Künstler auf kein Detail verzichtet, alles war sehr sorgfältig herausgearbeitet worden, sogar den Glanz in den Augen glaubte ich zu sehen.
Dem Inspektor wurde es allmählich langweilig. Er fragte: »Na, hast du was entdeckt?«
Ich veränderte meine gebückte Haltung nicht. »Und ob.«
»Was denn?«
»Daß hier ein Künstler am Werk gewesen ist, dem man nur gratulieren kann.«
»Das meine ich nicht. Ich will vielmehr wissen, ob sich dein Verdacht bestätigt hat.«
»Noch nicht.«

»Also ein Schuß ins Leere.«
»Warte ab.«
Suko sprach weiter. »Du bist eben irgendwie verdorben, John. Nimm doch das Bild so hin, wie es ist und suche nicht nach Dingen, die gar nicht vorhanden sind.«
»Das ist eben die Frage.« Ich war mit der Lupe weitergewandert und hatte die letzte der zu taufenden Personen bereits unter der Optik. Sie stand von den anderen etwas abseits, ob Zufall oder nicht, das konnte ich nicht sagen.
Jedenfalls schaute ich sehr genau nach, wie auch bei den anderen, und entdeckte, daß diese Person ein anderes Gewand trug. Es war weiter geschnitten und erinnerte mich irgendwie an ein Kleid.
An der fein gezeichneten Gestalt glitt mein Blick in die Höhe, bis unter dem Lupenkreis deutlich das Gesicht erschien.
Ja, ein Gesicht!
Plötzlich schlug mein Herz schneller. Ich wußte mit einemmal, was mich gestört hatte.
Es war eben diese Figur gewesen, die ich nun genauer betrachtete.
Ich entdeckte, daß es sich bei ihr nicht um einen Mann, sondern um eine Frau handelte. Das war beinahe schon eine kleine Sensation.
Nur Männer waren getauft worden, aber diese abseits stehende Person war tatsächlich eine Frau. Ich konzentrierte mich auf ihr Gesicht, das durchaus Ähnlichkeiten mit denen der Männer aufwies, allerdings doch schmaler und weicher geschnitten war. Die Frau hatte für meinen Geschmack eine etwas demütige Haltung angenommen, als wüßte sie nicht so recht, ob sie sich nun taufen lassen wollte oder nicht.
Suko gab keinen Kommentar ab. Er hatte wohl gespürt, daß mir etwas aufgefallen war. Als ich den Kopf hob, ihn anblickte, stand die Frage in seinen Augen.
»Ich habe es gesehen, Suko.«
»Was?«
Ich drehte die Ikone um, schob sie ihm rüber und legte die Lupe daneben, »Sieh selbst, denn ich möchte sichergehen, daß ich mich nicht getäuscht habe.«
»Okay, wie du willst.« – Ich stand auf und reckte mich. Vom Sitzen waren meine Knochen steif geworden. Aus dem Barfach nahm ich die Flasche Whisky und schenkte mir einen Drink ein. Der Kaffee war längst kalt geworden. Am Whisky nippend und eine Zigarette dabei rauchend durchwanderte ich den Wohnraum und dachte über die Frauenfigur innerhalb der Männer nach.
Konnte es sein, daß sie mich beunruhigt hatte. Wenn ja, weshalb war das geschehen?
Es war eigentlich alles völlig normal. Fünf Männer und eine Frau, die

auf ihre Taufe warteten, nur stand eben die letzte Person etwas abseits. Vielleicht sogar zu abseits. Das konnte etwas zu bedeuten haben, mußte es allerdings nicht.

Suko starrte noch immer durch die Lupe. Ich blickte auf seinen gebeugten Bücken.

Mein Freund hob die Schultern. »Kann ich dir auch nicht sagen, John. Wahrscheinlich bin ich blind.«

»Das bist du nicht.«

»Wo hast du denn was gesehen? Gib mir einen kleinen Tip.«

Ich gab eine lachende Antwort. »Nein, Alter, das mußt du schon selbst herausfinden.«

»Kameradenschwein.«

Er meinte es nicht so ernst. Das gegenseitige Foppen gehörte einfach zu uns, es lockerte die oft sehr angespannte Stimme auf. Wer mich kennt, der weiß auch, daß ich zu den Menschen gehöre, die sich öfter von ihren Gefühlen leiten lassen. In diesem Fall hatte ich mich davon führen lassen und war zu einem Ergebnis gekommen.

Für meinen Geschmack paßte die Frau dort nicht hin.

Als Suko einen Seufzer ausstieß, wußte ich, daß er mit seiner Betrachtung fertig war. Ich setzte mich wieder ihm gegenüber, er richtete sich auf und legte die Lupe zur Seite.

»Nun?«

Mein Freund grinste. »Ja, ich habe etwas entdeckt.«

»Rede!«

Er winkte mit beiden Händen ab. »Nicht so schnell. Du hast es spannend gemacht, ich werde mich ebenfalls daran halten. Kann es mit den zu taufenden Personen zusammenhängen?«

»Ja.«

»Dann kommt nur die letzte Person in Frage, die Frau!«

Ich schlug mit der flachen Hand leicht auf den Tisch. »Richtig, es ist die Frau gewesen.«

Suko lachte leise. »Und weiter? Was hat dich daran gestört? Doch nicht etwa, daß sie eine Frau ist?«

»Im Prinzip nicht, Suko. Ich bin ja kein Patriarch. Mich wunderte nur, daß sie so weit abseits stand.«

Er winkte ab. »Wenn das alles ist, John, dann kann ich nur den Kopf schütteln.«

»Dann tu es.«

»Hat wirklich nichts anderes dein Mißtrauen erregt?«

»Nein.«

Er hob die Schultern und trank von seinem kalten Tee. »Tut mir echt leid, ich sehe keinen Grund, um mißtrauisch zu werden. Diese Person will getauft werden, mehr nicht.«

»Kann sein, muß nicht.«

»Was stört dich?«
»Ich weiß es nicht. Ich weiß es ehrlich nicht. Es war nur eine Vermutung. Diese Frau auf der Ikone ist für mich so etwas wie ein Fremdkörper. Sie paßt einfach nicht in das Motiv, das ja nur von Männern beherrscht wird. Bist du nicht auch der Ansicht?«
»Schon.« Er hob die Schultern. »Soviel ich weiß, galt zur damaligen Zeit allein das Patriarchat. Aber das würde ich an deiner Stelle nicht so eng sehen.«
»Sehe ich auch nicht. Es hat mich eben nur mißtrauisch gemacht. Vielleicht wäre es mir vor der Reinigung der Ikone nicht einmal aufgefallen.«
»Eben.« Er nickte. »Frage: Was wirst du jetzt tun?«
»Nach Frankreich fahren.«
Er lächelte mir zu. »Und wahrscheinlich mit Abbé Bloch über die Frau auf dem Bild reden.«
»Stimmt.«
»Ich glaube kaum, daß er dein Mißtrauen teilen wird, John. Der sieht das anders.«
»Möglich. Nur bin ich manchmal stur. Ich möchte einfach herausfinden, was es damit auf sich hat. Du weißt, daß der Abbé ein immenses Wissen besitzt, was die Templer angeht. Möglicherweise ist ihm auch einiges über den Schatz der Templer bekannt, was er uns nur nicht gesagt hat. Er und seine Gruppe treiben ja die entsprechenden Forschungen. Ich hoffe nur, daß sie mir mehr über die Ikone sagen können.«
»Wobei es Zufall war, daß du sie gerade erwischt hast.«
Mein Blick wurde schräg. »Tatsächlich Zufall oder schon eine – sagen wir Fügung?«
»Daran glaube ich nicht.«
Ich nahm die Ikone wieder an mich und machte mich daran, sorgfältig einzupacken. »Morgen werde ich fliegen und dir Bescheid geben, wer recht gehabt hat.«
»Ich bleibe trotzdem im Lande.«
»Das sollst du auch.«
Suko stand auf. Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Wann willst du eigentlich starten?«
»Sehr spät eigentlich. Ich werde in Paris übernachten und in der Früh den Schnellzug nach Toulouse nehmen. Dann bin ich schon am frühen Nachmittag dort.«
»Okay.« Er streckte sich. »Ich jedenfalls gehe in meine Bude und lege mich nieder. Sehen wir uns morgen noch?«
»Wenn du mich zum Flughafen bringen willst…«, sagte ich grinsend.
Suko verdrehte die Augen. »Was tut man nicht alles für seinen Freund? Ist geritzt. Gute Nacht.«

Ich nickte ihm zu und hörte, wie er leise die Wohnungstür ins Schloß drückte.

Ich blieb allein zurück, umgeben von der Stille des späten Abends.

Einbildung oder Mißtrauen? Ich wußte es nicht, hatte überhaupt keine Ahnung und verließ mich auf mein Gefühl.

Noch einmal schaute ich mir die Frau unter der Lupe an. Verflixt noch mal, für meinen Geschmack paßte sie einfach nicht in das von Männern beherrschte Motiv. Ihrer Haltung nach zu urteilen, zögerte sie sogar, auf den Täufer zuzuschreiten.

Das mußte etwas zu bedeuten haben. Gern hätte ich den Künstler gefragt, dies wiederum war nicht möglich, so mußte ich eben abwarten, wie der Abbé die Dinge sah.

Anrufen oder nicht?

Doch, es war besser, wenn ich ihm in Alet-les-Bains Bescheid gab.

Er hatte sich bestimmt noch nicht hingelegt, obwohl die Uhrzeit schon fortgeschritten war.

Leider hatte ich Pech, denn ich bekam nur einen der Templer an die Strippe. Der Abbé selbst war unterwegs und würde erst nach Mitternacht zurückkehren.

Ich sagte dem Mann, daß ich ihn und seine Brüder besuchen wollte, verschwieg allerdings den wahren Grund meines Kommens. Aus der Antwort, des Mannes klang echte Freude durch, denn wir hatten lange nichts mehr voneinander gehört.

So beruhigt zog ich mich aus und ging zu Bett. Einschlafen konnte ich dennoch nicht. Immer wieder mußte ich an die Frau auf der Ikone denken. Sie paßte nicht in das Motiv, kam mir vor, als hätte sie sich eingeschlichen, um etwas auszuspionieren.

Oder war es möglich, daß vielleicht ein Fluch auf dieser so wertvollen Ikone lastete?

Über diesen Gedanken klappten mir irgendwann die Augen zu, und ich fiel in einen tiefen Schlaf.

***

Zweite Vision

Anne Geron saß da und konnte nicht einmal den kleinen Finger rühren. Das Blut war in ihren Adern gefroren. Sie sah nur den Mann mit dem Schwert, diese fürchterliche, pechschwarze Gestalt, die sich rücksichts- und gnadenlos ihren Weg durch die Menschenmenge bahnte, denn sie setzte ihr Schwert ein und schlug um sich.

Wieder spritzte Blut, sanken Körper zu Boden, erklangen Todesschreie, eine Frau schwebte mit halb gespaltenem Schädel auf Anne zu und wollte mit ihren blutbeschmierten Händen nach ihr greifen, faßte aber ins Leere.

Die Gestalt ging vor. Von ihrem Kopf war kaum etwas zu sehen, nur

das Gesicht schimmerte bleich und böse aus der Schwärze. Die Haut hatte einige Blutspritzer Abbékommen, und immer wütender bahnte er sich seinen Weg durch das Lokal.

Dann schrie jemand!

Grauenhaft, schrill und markerschütternd. Der Schrei stach in Annes Ohren, die einfach nicht mehr hinschauen konnte und ihre Augen geschlossen hatte.

Bis ein Schlag ihre rechte Wange traf und den Kopf dabei in eine andere Richtung drückte.

Da öffnete sie die Augen.

Sie sah in ein Gesicht – und sie schaute hinter die besorgten Augen des jungen Mannes hinter den Gläsern der Brille. »Mein Gott, was haben Sie denn, Mademoiselle?«

»Ich?«

»Ja, Sie. Wissen Sie denn nichts?«

»Was soll ich wissen?«

»Sie haben geschrien, Mademoiselle, furchtbar geschrien, wie unter einem Krampf stehend.«

Anne gab keine Antwort. Sie schaute an dem Fremden vorbei in die zahlreichen Gesichter der Gäste, die allesamt auf sie gerichtet waren, mit Blicken, die man als abweisend bezeichnen konnte. Manche davon aber auch unverständlich.

»Die… die leben alle?« hauchte Anne nach einer Weile und wischte fahrig über ihre Stirn.

»Weshalb sollten sie denn nicht leben?« Der junge Mann hatte sich einen Stuhl hergeholt und saß jetzt neben Anne.

»Die waren doch tot. Ich habe gesehen, wie sie getötet worden sind. Ich sah das Blut, ich sah die Verletzten, die Leichenteile. Es war grauenhaft, eine Apokalypse. Schlimmer als auf den Bildern eines Hieronymus Bosch.«

Der Fremde zwinkerte mit den Augen. »Tot?« murmelte er.

Anne nickte nur. Gleichzeitig hörte sie einigen Kommentaren zu, die besagten, daß sie spinnen und durchdrehen würde. Eine Frau hatte sie erkannt und sprach davon, daß sie sich schon in der Passage so seltsam benommen hatte.

Das alles kümmerte den Fremden nicht. Er hatte von einem Nachbartisch einen Cognac genommen, reichte ihr das Glas, aber Anne schüttelte den Kopf.

Der Mann stellte das Glas wieder zur Seite. »Jetzt sagen Sie bitte, was Sie sahen. Wer soll denn die Menschen angeblich getötet haben? Sie alle leben noch.«

»Das… das … nehmen Sie es mir nicht übel. Aber das sind Sie gewesen, Monsieur.«

»Ich…?« dehnte der Mann und wußte nicht, ob er lachen oder

weinen sollte.

»Ja, Sie!« Zum Glück hatte Anne so leise gesprochen, daß die anderen Gäste sie nicht verstanden.

Bisher hatte sich der Fremde ihr gegenüber ziemlich besorgt gezeigt, nun aber nahm er Abstand, auch äußerlich, denn er schob seinen Stuhl zurück. »Wissen Sie eigentlich, was Sie da gesagt haben?«

»Leider«, erklärte sie mit trauriger Stimme. »Ich habe Sie als Mörder gesehen.«

»Wie das?«

»Sie kamen in das Café…«

»Stimmt, dann ging ich zu ihrem Tisch.«

Anne nickte wieder. »Mit einem Schwert in der Hand und völlig verwandelt. Sie wurden zu einer schwarzen Gestalt, die wie eingehüllt wirkte und wo nur das Gesicht freilag. So veränderten Sie sich nach den ersten Schritten. Mit dem Schwert schlugen Sie zu. Sie nahmen keine Rücksicht. Sie töteten und verletzten Menschen, richteten in diesem Raum ein regelrechtes Blutbad an.«

Der Mann im rehbraunen Mantel atmete scharf durch die Nase. Er saugte die Luft ein, als wollte er sie trinken. »Hören Sie, Mademoiselle, ich habe Sie heute zum erstenmal gesehen, ich kenne nicht einmal Ihren Namen. Was Sie mir, einem Fremden, da vorwerfen, ist ungeheuer. Ich muß mich wirklich fragen, mit wessen Geistes Kind ich es hier zu tun habe? Sind Sie in ärztlicher Behandlung? Sind Sie vielleicht aus einer Klinik ausgebrochen? Bitte, seien Sie ehrlich!«

Nach einer Weile gab Anne die Antwort, zuvor einen Zwischenrufer abwehrend, der einen Arzt schicken wollte. »Sie haben, aus Ihrer Sicht gesehen, ja recht. Auch ich muß mich fragen, ob ich noch normal bin. Ich war es bis vor kurzem, dann hatte ich diese fürchterlichen Visionen. Ich kann nichts dafür, es… es kam einfach über mich. Ich habe etwas Furchtbares gesehen, eine Apokalypse im Kleinen. Sie … Sie müssen entschuldigen, aber es ist leider alles so abgelaufen, wie ich es Ihnen mitgeteilt habe. Vorhin in der Passage, da verwandelte sich der Trompetenengel im Schaufenster in eine Mordgestalt. Jetzt waren Sie es. Ich kann da nichts für!«

Der Fremde rückte wieder näher, weil er Anne so normal sprechen gehört hatte. »Möchten Sie nicht doch einen Cognac trinken?«

»Ich habe schon einen… Sie verstehen?«

»Natürlich. Darf ich fragen, wie Sie heißen?«

»Anne Geron. Ich bin Kunstlehrerin an einer Schule hier in der Stadt.«

»Mein Name ist Pierre Rodin. Ich stamme aus dem Norden, nicht weit von Paris entfernt. Mich hat der Job hierher getrieben. Die Flugzeugindustrie. Aber davon einmal ganz abgesehen, glauben Sie

nicht, daß es besser ist, wenn Sie einmal mit einem Arzt reden?«

Anne hob die Schultern. »Ich weiß selbst nicht, was für mich gut ist oder nicht, Pierre. Diese Visionen waren ja nicht immer: Ich habe sie heute zum erstenmal erlebt und glaube gleichzeitig, daß sie mit meinem Schicksal untrennbar verbunden sind. Wahrscheinlich werde ich ihnen nie entrinnen können.«

»Kann es denn sein, daß Sie überarbeitet sind? So etwas gibt es ja. Der Streß der Menschen ist gerade vor Weihnachten besonders groß, wo eigentlich das Gegenteil der Fall sein sollte.«

»Nein, das bin ich nicht. Ich habe mich immer wohl gefühlt. Bis es plötzlich über mich kam.«

Rodin nickte. »Bon«, sagte er, »und was wollen Sie jetzt machen? Irgend etwas müssen Sie doch gegen diese Visionen unternehmen, meine ich wenigstens.«

»Ich werde jetzt nach Hause gehen.«

»Und dann?«

Anne schaute gegen die Decke, als könnte sie aus den Lampen eine Antwort ablesen. »Ich werde mich wohl niederlegen und einfach versuchen, nicht mehr daran zu denken.«

»Das ist nicht die schlechteste Lösung«, gab Rodin zu. »In Ihrem Fall könnte es doch sein, daß die Visionen in einer anderen Form wiederkehren. Oder nicht?«

»Damit muß ich rechnen.«

»Können Sie auch etwas dagegen unternehmen?«

»Nein, Pierre, das glaube ich nicht. Nein, das wird mir wohl unmöglich sein. Ich kann so etwas nicht steuern. Wissen Sie, es kommt über mich wie ein plötzliches Gewitter. Auf einmal ist alles anders. Da verändert sich die reale Welt. Ich sehe schreckliche Bilder, der Tod hält reiche Ernte. Sie haben das Schwert geschwungen, als wäre es die Sense des Knöchernen.«

Pierre Rodin reichte ihr ein frisches Taschentuch, denn er sah, wie Anne anfing zu weinen. Als sie sich die Tränen abgetupft hatte, rückte er mit seinem Vorschlag heraus.

»Ich möchte, daß Sie mich nicht falsch verstehen, aber wäre es nicht besser, wenn ich Sie nach Hause geleite?« Er lächelte. »Mein erstes Angebot besteht noch immer.«

Anne hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob ich Sie mit meinen Problemen belasten darf…«

»Machen Sie sich da keine Sorgen. Ich habe einige Tage frei und werde Ihnen helfen. Außerdem mag ich Sie, Anne.«

Erstaunt blickte sie ihm ins Gesicht. »Das sagen Sie, ohne mich zu kennen? Ich habe doch in Ihnen den großen Feind gesehen, der Mörder, der alles tötet.«

»Das ist Ihr Problem, nicht das meine.«

»Hoffentlich bleibt es auch meines.« Sie drückte den Stuhl zurück und stand auf.

Rodin nahm ihren Mantel und half Anne hinein. Von den anderen Gästen wurden sie beobachtet, ohne daß einer von ihnen einen Kommentar abgab. Sie schauten nur zu, wie die beiden in Richtung Ausgang schritten. Erst dann erfolgten Kommentare. Die Bedienung drehte sogar ihre Hand vor den Augen im Kreis, ein Zeichen, das wohl international bekannt war.

In der Passage, wo sie wieder von der süßlichen Weihnachtsmusik eingelullt wurden, fragte Pierre: »Haben Sie Ihren Wagen irgendwo in der Nähe abgestellt?«

»Ich bin ohne Auto.«

»O, das trifft sich gut, dann kann ich Sie ja mitnehmen. Sie müssen mir nur sagen, wohin ich fahren soll. Wir könnten allerdings auch zuvor etwas essen gehen.«

»Hunger habe ich nicht.«

Er nickte. »Das kann ich mir vorstellen.«

Durch einen Seiteneingang verließen sie die Passage und traten hinaus in den kalten winterlichen Wind, der von den Bergen herkam, nach Schnee roch und durch die Straßen fegte.

Auf den Gipfeln der Berge lag bereits eine weiße Schicht, während die große Stadt Toulouse bisher davon verschont geblieben war.

Aber kalt war es geworden.

Anne stellte den Mantelkragen hoch und hakte sich bei ihrem neuen Bekannten ein. Sie war selbst Realist genug, um einzusehen, daß sie von einem Extrem ins andere gefallen war.

Erst hatte sie diesen Menschen als schlimmen Mörder gesehen, nun brachte sie ihm Vertrauen entgegen. Schon beim ersten Zusammentreffen hatte sie so etwas wie ein Band gespürt, das sie beide miteinander umschlang.

»Einkäufe wollen Sie nicht mehr machen?«

»Nein, Pierre, ich will in meine kleine, gemütliche Wohnung. Sie liegt in der Altstadt. Mit viel Glück habe ich sie bekommen, unter dem Dach, ein kleines Atelier.«

»Sie unterrichten ja Kunst. Malen Sie selbst?«

»Als Hobby.«

Er lächelte sie an. »Dann ist es eine Ehrensache, daß Sie mir die Bilder zeigen.«

»Wenn Sie wollen.«

An einer Ampel blieben sie stehen. Rodin deutete nach vorn.

»Mein Wagen steht in der Tiefgarage. Es sind nur mehr ein paar Schritte, dann haben wir es geschafft.«

Mit dem Lift fuhren sie hinab in das dritte Parkdeck, wo der große Renault des Mannes stand. Er öffnete Anne die Tür, die lächelnd

einstieg und ihren Kopf zurücklegte.

»So, meine Liebe, den Weg zu Ihnen kenne ich nicht. Ich muß ehrlich gestehen, daß mir die Altstadt selbst noch ziemlich unbekannt ist.«

»Fahren Sie nur, ich sage Ihnen Bescheid.« Dann tastete sie nach der Hand des Mannes und sagte leise, als sie seinen erstaunten Blick bemerkte: »Danke, Pierre, danke für alles.«

Er hob nur die Schultern und wunderte sich darüber, daß er in seinem Alter noch rot wurde…

***

»Ich kann es einfach nicht fassen oder begreifen«, sagte Pierre Rodin.
»Was können Sie nicht fassen?«

»Die Wohnung ist toll, eine richtige Schatzkammer. Wenn ich an meine kalte Hochhausbude denke, dann möchte ich sie am liebsten zertrümmern. Hier ist alles so gemütlich. Der Kerzenschein, die alten Möbel, die Bilder, die Staffeleien, die Tischdecken, das Porzellan, die schrägen Fenster, da paßt einfach alles. Selbst der Schreibtisch.«

Er stand daneben und starrte auf einige Zeichnungen, die Schüler angefertigt hatten.

»Ich habe mir Mühe gegeben.«

»Das sieht man, Anne. Sie sind ein Mensch, der sehr nach seinen Gefühlen lebt, nicht wahr?«

»Das stimmt. Zudem brauche ich eine gewisse Wärme, die mich einlullt. Ich mag natürliche Materialien. Dazu zähle ich vor allen Dingen Holz. Ich hasse den Kunststoff.«

»Davon lebe ich.«

»Entschuldigung, ich wußte nicht…«

Pierre winkte ab. »Macht nichts. Aber in der Flugzeugindustrie wird auch Kunststoff eingesetzt.«

»Ich glaube Ihnen.« Anne lächelte. »Wissen Sie eigentlich, daß ich noch nie in meinem Leben geflogen bin.«

Rodins Augen weiteten sich. »Sagen Sie nur. Gibt es das denn auch noch in unserer Zeit?«

»Und ob. Mir machen die Flugzeuge einfach Angst. Zu viele stürzen ab, aber das ist ein Thema, bei dem man sich, wenn man zwei unterschiedliche Meinungen hat, wohl nicht näherkommt.«

»Stimmt genau.«

»Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte. Ich muß mich um den Kaffee kümmern.« Anne verschwand hinter der schmalen Tür, die in die kleine Küche führte.

Rodin wartete und ging mit kleinen Schritten durch den Raum, an dessen Wänden die Bilder hingen, die Anne Geron gemalt hatte. Pierre war Techniker, er verstand nicht viel von Psychologie, aber die Motive, die er sehr genau betrachtete, kamen ihm durchweg düster,

melancholisch, ja, sogar bedrohlich vor. Es sah so aus, als hätte sich Anne Geron ihre Ängste von der Seele gemalt.

Sehr dunkle Farben bedeckten die Leinwände. Violett herrschte vor, vermischt mit der Farbe Schwarz und nur wenige Räume waren mit hellen Farben ausgefüllt.

Sie malte mal konkret, dann wieder abstrakt. Konkret, wenn es um Landschaften ging, auch sie waren meist eingetaucht in die großen Schatten der Dämmerung.

Nur über dem breiten Bett mit dem hohen Messinggestell hing ein Bild, das heller war, denn es zeigte einen Sonnenaufgang, wobei die Strahlen direkt das Gesicht einer Frau trafen, die wohl Anne persönlich darstellen sollte, denn gewisse Ähnlichkeiten mit ihr waren durchaus vorhanden.

Die abstrakten Bilder wiesen kaum geometrische Motive auf. Zumeist schaute der Betrachter gegen wilde Kreise, die sich um sich selbst drehten und dabei noch andere umfaßten.

»Gefallen Sie Ihnen?«

Pierre schrak zusammen, weil er Anne nicht hatte zurückkehren hören. Er drehte sich um und sah, wie sie das rote Tablett auf einem Tisch absetzte. »Im Prinzip ja, sie sind nur manchmal etwas düster oder bedrückend, finde ich.«

»Da haben Sie recht.«

»Wie kommt das?«

Anne richtete sich auf. Sie seufzte. »Manchmal sind Bilder ein Spiegel der Maler-Seele. So ist das auch bei mir. Ich habe oft gemalt, wenn ich down war. Das ist das Ergebnis.«

»Weshalb waren Sie down?«

Anne hob die Schultern. »Vielleicht ist es mein Schicksal. Wer weiß das schon!«

Pierre verzog säuerlich das Gesicht. Anne mußte lachen. Es war das erste Lachen überhaupt, das er von ihr hörte. »Wissen Sie, Anne, an das Schicksal glaube ich nicht so stark.«

»Weshalb nicht?«

»Die Gründe können in meinem Beruf liegen. Ich bin Techniker, ich rechne mit Zahlen, ich brauche Beweise.« Er schaute sie mit schiefgelegtem Kopf an. »Läßt sich das Schicksal beweisen, Anne?«

»Nein«, erwiderte sie leise und spontan. »Beweisen läßt es sich wohl nicht, nur fühlen.«

»Das ist eben mein Problem.«

»Wir haben ein gemeinsames Problem. Wenn wir ihn nicht bald trinken, wird er kalt, der Kaffee.«

»Entschuldigung, ich war eben zu sehr in Gedanken. Ihre Bilder haben mich fasziniert.«

Wenig später, sie saßen sich gegenüber, tranken und knabberten

Gebäck, schaute Anne ihren neuen Bekannten über die Flamme der Kerze hinweg an. »Wie würden Sie denn meine Bilder beschreiben, wenn Sie Adjektive nehmen?«

Er runzelte die Stirn. »Das ist schwer. Mir fehlt etwas die Phantasie. Vielleicht depressiv? Nein«, widersprach er sich selbst, »das ist wohl nicht die richtige Bezeichnung. Manche sind mir direkt dämonisch vorgekommen. Komisch, nicht?«

»Das ist gar nicht komisch. Ich selbst habe sie so empfunden. Dämonische Bilder, egal, ob sie abstrakt oder konkret gemalt worden sind. Ein Hauch von Dämonie schwebt immer über den Motiven.«

»Haben Sie auch darüber nachgedacht, wie das zustande gekommen sein könnte?«

»Dazu müßten Sie die Tiefen meiner Seele ausleuchten.« Anne strich eine Haarsträhne zur Seite. »Und die menschliche Seele ist meistens unergründlich. Wie Sie ja wissen, schaut man einem Menschen nur vor den Kopf, nicht dahinter.«

»Dennoch haben Sie mich mitgenommen. Setzen Sie ein so großes Vertrauen in mich?«

Anne lächelte weich. »Ja, das stimmt«, erwiderte sie nachdenklich.

»Bei Ihnen war es anders. Ich hatte Vertrauen, das spürt man doch, ob ein Mensch dem anderen wohlgesonnen ist oder nicht.«

»Damit könnten Sie recht haben. Mir ist es bei Ihnen auch so ergangen, aber haben Sie mich nicht als blutrünstigen Mörder gesehen, der alles aus dem Weg räumte?«

»Schon. Nur muß man manchmal den Teufel mit dem Beelzebub bekämpfen.«

»Dann bin ich beides zusammen.«

»Nein, nein, nein.« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Das ist alles ganz anders. Ich habe Sie mitgenommen, um mich selbst zu überwinden, meine eigene Furcht zu überholen.«

»Interessant. Und das Ergebnis?«

»Ich habe es nicht bereut.«

Pierre nickte. Er streckte seinen Arm aus. Die Hand fuhr über den Tisch und legte sich auf die schmalen, zerbrechlich wirkenden Finger der Anne Geron. »Danke«, sagte er.

Sie schaute gegen ihren Kaffee. Minutenlang schwiegen die beiden, und Pierre, eigentlich ein Aufreißer, was Frauen anging, wunderte sich darüber, wie romantisch er plötzlich sein konnte. Es kam ihm nicht einmal in den Sinn, den Versuch zu wagen, diese junge Lehrerin ins Bett zu bekommen. Sie saßen da wie zwei Schüler, die ihre erste Liebe genossen, und draußen senkte sich allmählich der helle Tag dem Ende entgegen, um der Dämmerung Platz zu schaffen.

Irgendwann stand Pierre auf. Diese Bewegung zerriß die Stimmung zwischen ihnen. »Ich müßte jetzt gehen«, sagte er, »da ich noch eine

Verabredung einhalten muß.«
»Wie heißt die Dame?«
»Es ist ein Kollege. Wir müssen einige Pläne gemeinsam durchsprechen. Wann sehen wir uns wieder?«
Sie hob die Schultern und stand ebenfalls auf. »Morgen vielleicht oder übermorgen.«
»Ich rufe dich an.«
»Versprochen?«
Rodin nickte. »Hundertprozentig sogar.« Er ging zur Tür, und Anne blieb bei ihm. Bevor Pierre die Klinke nach unten drückte, schlang sie ihre Arme um seinen Hals. Plötzlich waren ihre Lippen einander sehr nahe, berührten sich, und die junge Frau seufzte auf, als der Kuß sie wie ein Stromstoß erwischte, ihre Gefühle aufwallen ließ und dabei ihr Gesicht erhitzte.
Er wurde lang und intensiv. Das Spiel der Zungen gefiel beiden.
Als sie sich endlich voneinander lösten, mußten sie mit hochroten Gesichtern nach Luft schnappen.
»Das war gut«, flüsterte Pierre. »Wird es morgen eine Fortsetzung davon geben?«
»Wenn du kommst, gern…«
Er streichelte Annes Wange. »Und ob ich kommen werde. So etwas wie dich lasse ich nicht mehr los.«
Anne berührte ihre Finger mit den Lippen und blies ihm einen Kuß zu. »Ich freue mich auf dich, Cheri.«
»Bis morgen.« Beinahe hastig öffnete Pierre die Tür. Er war so durcheinander, daß er Mantel und Schal vergessen hatte. Erst im Treppenhaus fiel es ihm ein. Da stand Anne schon vor der Tür und reichte ihm beides.
Sie blieb so lange im Flur zurück, bis unten die Haustür ins Schloß fiel.
Langsam nachdenklich und mit gesenktem Kopf schritt sie zurück in die Wohnung.
Wie nahe doch Hölle und Himmel beieinander lagen. Zuerst das tiefe Grauen, dann dieses wunderbare Liebesgefühl. Es war kaum zu beschreiben. Trotzdem drückte noch ein anderes Gefühl allmählich aus der Tiefe ihrer Seele hoch.
Angst…

***

Letzte Vision
Die Dunkelheit hatte den Tag verschlungen, und Arne stand an einem der beiden Fenster, von wo aus sie über die Dächer hinweg in den dunklen Himmel schaute. Sie liebte diesen Platz besonders, denn er ließ sie die doch vorhandene Enge ihrer kleinen Wohnung vergessen.

An diesem Abend, so kam es ihr vor, besaß er eine besondere Farbe. Er schimmerte in einem tiefen Dunkelblau, und Anne erlebte wieder einmal die Endlosigkeit des Firmaments. Sie hatte oft versucht, diese Gefühle, die sie beim Betrachten des Himmels bekam, auf die Leinwand zu bannen. Das war ihr seltsamerweise nicht gelungen. Sie hätte nur eine Fläche malen müssen, ohne Motiv, aber sie überkam jedesmal der Drang, es zu versuchen, so auch heute, wobei sie aber wieder davon Abstand nahm, sich schließlich umdrehte und auf ihr breites Bett schaute.

Ein Lächeln umspielte ihre Lippen, denn sie dachte daran, daß sie die übernächste Nacht nicht allein verbringen würde. Wer den Kuß fortsetzte, dem blieb eigentlich nur diese Möglichkeit, und Anne spürte bereits jetzt die Spannung.

Auf dem Tisch standen noch die benutzten Tassen. Einige Gebäckteile verteilten sich ebenfalls auf dem Teller, sie hatten ihn fast geleert und es kaum gemerkt. Die Zeit war einfach zu schnell vergangen.

Schlafen wollte sie noch nicht, nur ruhen, vielleicht dabei nachdenken und auch versuchen, die schlimmen Gedanken nicht erst hochkommen zu lassen.

Anne setzte sich auf die Bettkante, schaute in den Raum hinein, wo die Bilder im Dämmerlicht der alten Stehlampe allmählich verschwanden und sie wieder an die Szenen erinnert wurde, die sie an diesem Tag schon zweimal erlebt hatte.

Die Lehrerin wollte nicht mehr hinschauen, deshalb drehte sie sich und drückte sich zurück. Auf dem Rücken, das Kissen unter dem Kopf, blieb sie liegen.

Sie wohnte in einem ruhigen Haus. Aus den anderen Etagen waren kaum Geräusche zu hören, und auch an diesem Abend blieb es ruhig in ihrer Wohnung.

Anne schaute gegen die Decke. Sie hatte sie in einem Blaugrau-Ton gestrichen und lange experimentieren müssen, bis die Farbe stand. Jetzt aber entdeckte sie dort immer einen Schatten, der sich allmählich zu einem Gesicht hervorkristallisierte.

Pierre schien sie anzulächeln…

Sie gab zu, sich in diesen jungen Mann verliebt zu haben. Schlagartig, und dabei hatte sie stets über den Begriff »Liebe auf den ersten Blick« gelacht, aber es hatte sie einfach erwischt, ob sie es nun wahrhaben wollte oder nicht.

Das war die Woge, auf der sie schwamm und die auch mithalf, das Grauen hinwegzuspülen. Sie hoffte, daß die Liebe stärker war als die fürchterlichen Visionen, die Abbilder ihrer Seele.

Die Ruhe und die Wärme lullten sie ein. Es bedurfte keines Befehls, um ihre Augen zufallen zu lassen. Sie sank nicht in einen tiefen Schlaf,

sondern in den Zustand der Dämmerung, wo die Zeiten verschwanden und nur sie selbst vorhanden war.

Ihr normaler Geist verlor sich in unauslotbaren Tiefen, aber das Unterbewußtsein stieg in ihr hoch, und mit ihm kehrten die Bilder zurück.

Auf einmal schreckte sie auf.

Sie blieb liegen, aber sie öffnete ihre Augen und fühlte sich wie gefesselt.

Nicht einmal den kleinen Finger konnte Anne bewegen, eine andere Kraft war einfach stärker als sie, und diese wiederum brachte die schrecklichen Bilder mit.

Wo befand sie sich?

Anne wußte es nicht. Sie merkte auch nichts mehr von der Unterlage. Sie schaute nur in eine Schwärze hinein, in deren Tiefe sich etwas Helles bewegte.

Ein wie gemaltes Oval, das allmählich nur vordrang und immer näher an sie heranrückte.

War es tatsächlich nur ein Punkt oder handelte es sich bei diesem Oval um etwas anderes?

Plötzlich wußte sie Bescheid.

Es war ein Gesicht, und ausgerechnet ein Gesicht, das ihr bekannt vorkam. Sie hatte es gesehen, als sie im Café saß, es gehörte der pechschwarzen Gestalt, in die sich Pierre verwandelt hatte.

Jetzt war sie wieder da und ebenfalls bewaffnet! Mit beiden Händen hielt sie den Griff des gefährlichen Schwerts umklammert, dessen Spitze nach unten wies.

Wo wollte der Mörder hin?

Er hatte ein Ziel, das noch von der Dunkelheit begraben war, die sich einen Moment später allmählich lichtete und eine Szene freigab, die so fürchterlich war, daß Anne anfing zu weinen, ohne daß sie es selbst merkte.

Sie sah sich!

Wie eine Tote lag sie völlig nackt auf einem steinähnlichen Altar.

Das Bild war dermaßen plastisch und real, daß Anne anfing zu weinen. Sie konnte nichts anderes mehr erkennen, als nur diese eine fürchterliche Szene. Sie nahm ihr gesamtes Blickfeld ein und war in ihrer Echtheit erschütternd.

Und der Killer kam näher.

Er selbst war nicht mehr als eine schwarze Gestalt, hob sich deshalb innerhalb der Schwärze so gut wie nicht ab. Nur das Gesicht und die ebenfalls bleichen Hände, die hart den Griff des Kurzschwerts umklammerten, waren deutlich zu erkennen.

Er ließ sich Zeit, als wollte er die Angst des Opfers auskosten. Die tiefe Schwärze schob ihn näher an den Altar heran, wo Anne Geron

lag, sich nicht rührte und ihre Arme eng an die beiden Körperseiten gepreßt hatte.

Ihr Nacken endete genau an der Schmalseite des mit einem roten Samttuch bedeckten Steins. Das lange Haar, durch nichts gehalten, flog nach unten und berührte mit seinen Spitzen den Boden.

Der Killer und das Opfer!

Nie war eine Frau wehrloser als die junge Lehrerin in ihrer fürchterlichen Vision.

Zweimal hatte sie das Grauen erlebt, zweimal war sie ihm entkommen, dieses aber wirkte so schrecklich endgültig, als gäbe es überhaupt keine Chance mehr.

Der Mörder blieb stehen. Seine Arme waren zusammen mit dem Kurzschwert nach unten gesunken, aber noch schwebte die Klinge nicht über dem nackten Körper.

Es sah so aus, als würde er in einer tiefen Meditation verharren und sich auf die grausame Tat vorbereiten.

Sehr langsam hob er die Arme an. Die Waffe folgte dieser Bewegung. Wie weiß gestrichen sah die Klinge aus, die jetzt nach vorn gedrückt wurde, damit sie genau über dem Oberkörper der Nackten zur Ruhe kam und gegen ihr Herz zielte.

Ein Stich, und es war vorbei!

Anne hörte einen fürchterlichen Laut aus der Kehle des Schwarzgekleideten dringen, als die Klinge mit einer vehementen Wucht nach unten raste. Sie selbst spürte den Schmerz in ihrer Brust, brüllte irrsinnig auf, starrte plötzlich auf einen Vorhang aus Blut, der sich nach allen vier Seiten hin verteilte, an Dichte verlor und deshalb die schrecklich blasse Fratze des Mörders durchschimmern ließ.

Anne Geron fuhr hoch!

Diesmal echt und so schnell, als wäre sie von einer vorstoßenden Sprungfeder geschoben worden. Das Bild vor ihren Augen zerplatzte. Sie stierte mit tränenfeuchtem Blick in den Raum und schnappte in unregelmäßigen Atemzügen nach Luft.

Zuerst wußte sie nicht, wo sie sich befand. Noch immer glaubte sie, die Weichheit des roten Samttuchs unter ihrem Körper zu spüren, aber es war allein das Bettlaken, zudem trug sie noch die Kleider am Leib und war nicht nackt.

Anne kam sich vor wie eine Betrunkene. Der gesamte Raum bewegte sich, als würde er auf Wellen tanzen. Sie schlug die Hände – vor ihr Gesicht und weinte sich aus.

Wie lange sie auf dem Bett gesessen hatte, konnte sie nicht sagen.

Jedenfalls begann durch die unnatürliche Haltung der Rücken zu schmerzen. Sie beachtete diese Warnsignale und drehte sich herum.

Auf der Bettkante blieb sie noch für einem Moment hocken, dann erhob sie sich und schritt mit zitternden Knien in Richtung Bad, wo

die Heizung auf vollen Touren lief und die bullige Wärme zwischen den Wänden stand.

Anne drehte den Wasserhahn auf, ließ die kalte Flüssigkeit in ihren Händen fließen und schleuderte sie gegen ihr erhitztes Gesicht.

Damit schaffte sie zwar die äußerliche Wärme weg, die innerliche aber blieb leider bestehen.

Sie hatte das Gefühl, ihre Seele würde brennen, und die Angst hockte wie ein Stein im Magen. Was sie erlebt hatte, war eigentlich mehr, als ein Mensch verkraften konnte.

Drei Visionen an einem Tag, davon eine schrecklicher als die andere. Die letzte war untergegangen in einem Meer von Blut, ihrem Blut, und sie hatte dies alles so plastisch erlebt, als wäre sie persönlich daran beteiligt gewesen.

Noch einmal wusch sie ihr Gesicht, trocknete sich mit dem weichen Handtuch ab und fand sich erst allmählich wieder zurecht. Mit noch unsicheren Schritten verließ sie das Bad, blieb jedoch an der Tür stehen und schaute in den großzügigen Wohnraum, der ihr überhaupt nicht mehr gefiel, weil er mehr Schatten als Licht beherbergte.

Das wollte sie ändern.

Ihre Finger zitterten noch immer, als sie den Lichtschalter umlegte, gegen die Decke schaute, wo drei Strahler befestigt waren, die in verschiedene Richtungen leuchteten. Sie erhellten das Zimmer mit einem kalten Licht, ließen Einzelheiten erkennen, und Anne Geron traf der zweite Schock.

Überall sah sie Blut!

***

Augenblicklich dachte sie an das Finale der letzten Vision, die in einem roten Rausch verschwunden war. Sie hatte gefühlt wie echt, und dieses Blut an den Wänden, auf den Möbeln, dem Teppich, das war alles echt.

Aus großen Augen starrte sie in den Raum, den das Blut auf makabre Art und Weise verfremdet hatte. Das hatte sie nicht gedacht, so etwas hatte sie auch nicht gewollt, und sie tastete unwillkürlich ihren Körper ab, um an ihm nach Wunden zu suchen, die nicht vorhanden waren.

Plötzlich schellte es!

Sie besaß noch eine der schrillen Klingeln, deren Ton durch und durch ging.

Auch jetzt schreckte sie zusammen, denn dem Klingeln folgte ein Klopfen gegen die Wohnungstür.

Anne schritt durch den kleinen Flur, ohne allerdings die Tür zu öffnen. »Ja – wer ist denn da?«

»Mademoiselle Anne, ich bin es. Die Großmutter von unten. Was ist los, Anne?«

»Nichts«, keuchte sie, »gar nichts.«

»Aber ich hörte Sie schreien. Ich habe auch einen Mann gesehen, mit dem Sie…«

»Der ist längst wieder weg.«

»Dann fühlen Sie sich wohl? Brauche ich nicht zu helfen, Mademoiselle?«

»Nein, das brauchen Sie nicht.«

»Bonne nuit, Anne.«

»Gute Nacht.« Sie hörte die Frau die Treppe hinabgehen und preßte sich mit dem Rücken gegen die Innenseite der Wohnungstür. Nur keinem Außenstehenden etwas von diesem Schrecken erzählen, das wäre einfach zuviel des Guten gewesen. Sie wollte alles für sich behalten, wenigstens bis zum nächsten Tag, wenn sie Pierre traf.

Davor lag noch die Nacht.

Bis zum heutigen Zeitpunkt hatte sie die Nacht geliebt, sie war immer ihr Freund gewesen. Das war nun anders geworden. Plötzlich fürchtete sie sich vor der Dunkelheit und auch davor, daß sie all das Blut wieder abwaschen mußte. So konnte sie ihr Zimmer einfach nicht lassen.

Mit schleifenden Schritten ging sie zurück in den sehr hellen Wohnraum. Das Licht schmerzte sogar in den Augen, die gleichzeitig einen ungläubigen Ausdruck bekamen, denn von all dem Blut war nichts mehr zu sehen.

Kein Fleck mehr. Weder auf den Möbeln, an den Wänden, noch auf dem Fußboden.

Sie begriff es nicht, sie faßte es nicht. So schnell konnte kein Blut abgewischt werden, und wenn, dann mußte es ein Geist getan haben, nicht sie.

Als wäre ihr die eigene Wohnung fremd, so betrat die Lehrerin den Raum. Dabei schaute sie sich um, durchsuchte jede Ecke, jeden Winkel des Zimmers und fand keine Spur.

Nicht einmal der Geruch war zurückgeblieben. Müde setzte sich Anne auf die Kante eines Stuhls. Allmählich kam sie zu der Überzeugung, daß es wohl am besten war, wenn sie sich in psychiatrische Behandlung begab. Was sie erlebt hatte, das durfte nicht sein, das waren furchtbare Halluzinationen und dabei so real. Irgend etwas mußte mit ihrem Seelenleben nicht in Ordnung sein.

Auf dem Tisch lagen noch die Zigaretten und daneben das Einwegfeuerzeug. Sie holte das vorletzte Stäbchen aus der Packung, zündete es an und saugte den Rauch in die Lungen. Durch die Nase ließ sie ihn ausfließen. Anne hatte sich vorgenommen, über die furchtbaren Ereignisse nachzudenken – so weit kam es gar nicht, weil sie einfach nicht in der Lage war, die Vorgänge nüchtern zu analysieren. Sie steckte zu tief drin.

Wenn sie die Asche abstreifte, zitterten ihre Hände so stark, daß sie beinahe die Glut zerdrückt hätte. Jetzt wünschte sie sich, nicht mehr allein zu sein. Jemand sollte bei ihr sitzen, der ihr Trost zusprach und sie auch verstand.

Pierre wäre der Richtige gewesen. Nur, sie wußte nicht einmal, wo sie ihn erreichen sollte. Sie hatte seine Anschrift nicht und mußte sich voll und ganz auf sein Versprechen verlassen, am nächsten Tag anzurufen.

Genau in dem Moment schlug das Telefon an. Es stand in Greifweite. Anne bedachte den Apparat mit einem ängstlichen Blick, als würde sie sich vor ihm fürchten.

Nach dem sechsten Läuten hob sie den Hörer vorsichtig in die Höhe und kam nicht mehr dazu, sich zu melden, weil der Anrufer schneller war.

»Hallo, Cherie, wie geht es dir?«

»Pierre! Gütiger Himmel!« Sie schrie und schluchzte den Namen ihres neuen Freundes zugleich.

Dann hörte sie sein Lachen. »Meine Güte, was ist denn los? Was hast du? Ich wollte dir…«

»Es ist furchtbar, Pierre.«

»Wieso? Was?« Seine Stimme hatte einen lauernden Klang bekommen. Die Sanftheit war verschwunden.

»Blut – überall Blut.«

»Wo?«

»In meinem Zimmer.«

»Hast du dich verletzt?«

Sie schüttelte den Kopf, obgleich er es nicht sehen konnte. »Nein, ich habe mich nicht verletzt.«

»Wie kommt dann das Blut in deinen Raum?«

»Es ist ja nicht mehr da!« rief sie laut, weinte und hörte dann zu, als der Mann beruhigend auf sie einredete und es auch schaffte, daß Anne der Reihe nach berichtete und nicht immer von Weinkrämpfen unterbrochen wurde.

Sie brauchte Minuten, um alles in die Reihe zu bekommen. Dann wartete sie auf seine Reaktion.

Zunächst hörte sie nichts, bis auf die heftigen Atemgeräusche des Mannes.

Möglicherweise war er zu sprachlos, um einen Kommentar abgeben zu können.

»Sag doch was, Pierre!« flehte sie.

»Ich, ich weiß nicht.«

»Du glaubst mir nicht, wie?«

Er lachte etwas unlustig. »Was soll ich dazu sagen? Ich habe es zweimal mitbekommen, ohne es selbst erlebt zu haben. Vielleicht

solltest du tatsächlich zu einem Arzt gehen.«

»Das habe ich mir auch gesagt. Nur ist es keine Lösung. Wenigstens nicht für den Augenblick. Ich fühle mich so furchtbar allein, und eine lange Nacht liegt noch vor mir.«

»Das verstehe ich gut.«

»Kannst du denn nicht kommen?«

Sofort erfolgte die Antwort. »Das würde ich gern, nur schaffe ich es diesmal nicht. Ich bin noch bei meinem Kollegen, wir haben einige Probleme. Außerdem habe ich etwas getrunken.«

»Es gibt aber Taxis.«

»Sicher…«

Diesmal lachte Anne. »Ich merke schon, daß es keinen Sinn hat, Pierre. Du glaubst mir nicht. Ich sehe ein, daß es schwer ist, und ich komme mir schon selbst vor wie eine überspannte Ziege. Vielleicht sehen wir uns ja morgen. Diese Nacht wird auch vorbeigehen, daran glaube ich fest. Schlaf nur gut, Pierre…«

Damit legte sie auf, starrte wieder ins Leere, schüttelte den Kopf und mußte erneut weinen. Sie hatte nicht damit gerechnet, diese Abfuhr zu bekommen, aber da war nichts zu machen.

Anne Geron wußte nicht, wer und was sie eingekreist hatte, aber sie glaubte daran, daß dieses Unsichtbare es schaffte, sie irgendwann zu zerdrücken…

***

Für mich war es ein wunderbares Gefühl, von Paris aus in Richtung Süden zu fahren, in einem Panorama-Speisewagen zu sitzen und die Reise zu genießen.

Ich hatte mir ein gutes Frühstück ausgesucht, der Flug war ebenfalls ohne Turbulenzen verlaufen und konnte eigentlich mit mir und der Welt zufrieden sein.

Wenn ich recht darüber nachdachte, so glich diese Reise mehr einer Ferienfahrt, und die hatte ich mir verdient, da war ich Egoist genüg, um mir dies zuzugestehen.

Im Zug befanden sich meistens Geschäftsreisende, fast nur Männer, wenig Frauen. Die meisten Köpfe waren hinter den ausgebreiteten Zeitungen verborgen. Hin und wieder schlängelte sich eine Hand hervor, die nach einer Tasse Kaffee griff oder nach einem der frischen, knusprigen Croissants, die auch mir gut mundeten.

Ich wollte nicht ewig den Platz im Speisewagen belegen – andere hatten schließlich auch Hunger – beglich die Rechnung und begab mich in den Großraumwagen, wo ich mir einen bequemen Platz und einen der dreh- und kippbaren Sessel aussuchte.

Draußen huschte die Landschaft vorbei, die unter einer klaren Wintersonne lag. In Paris war es etwas neblig gewesen, je mehr wir

nach Süden fuhren, um so besser wurde das Wetter.
Ich hatte zwei Koffer mit auf die Reise genommen. Einen normalen und einen Aktenkoffer, so wie ihn auch die meisten meiner mitreisenden Geschäftsleute bei sich trugen. Im Gegensatz zu diesen Männern brauchte ich mich nicht in einen blauen oder grauen Zwirn zu zwängen, ich konnte die Reise locker angehen.
Die Sonne schien schräg durch die Scheibe, blendete. Ich zog den Vorhang vor, hatte viel Platz, streckte die Beine aus und machte es mir gemütlich.
Zuerst hatte ich schlafen wollen. Das wiederum packte ich nicht, ich fühlte mich ausgeruht, denn ich war in Paris nicht losgezogen, sondern früh zu Bett gegangen.
Als ich an den Abbé und seine Getreuen dachte, huschte ein Lächeln über meine Lippen. Ich war gespannt darauf, wie er und die Männer reagierten, wenn sie sahen, welches Geschenk ich ihnen mitgebracht hatte. Noch vor kurzem war ich mir sicher gewesen, daß der Abbé die Ikone verkaufen würde. Jetzt allerdings zweifelte ich daran. Dieses Kunstwerk war so einmalig, daß er es sicherlich behalten würde.
Sie wollte mir einfach nicht aus dem Kopf. Auch wenn ich sie nur auf Holz gemalt sah, besaß ihre Gestalt doch etwas Geheimnisvolles, und nicht ohne Grund hatte sie der Künstler abseits hingestellt. Ein wirklich wunderbares Bild, das ich aus dem versteckten Schatz geholt hatte, von dem nur wenige Personen wußten.
Wenn ich daran dachte, daß der Schatz mir gehörte, weil ich der Sohn des Lichts war, wurde mir ganz anders. Er hätte mich zu einem sehr reichen Mann machen können, ich hätte eine Unabhängigkeit gefunden, von der man nur träumen konnte, aber ich verzichtete bewußt darauf, ihn oder große Teile von ihm zu heben. Er sollte dort bleiben, wo er war. Zum hundertfachen Millionär war ich einfach nicht geboren. Mochte ich auch oft genug meinen Job verfluchen, irgendwo machte er mir trotz allem Spaß.
Durch den Wagen kam eine Stewardeß und bot Kaffee an. Ich gönnte mir noch ein Kännchen, stellte es auf das Klapptablett.
Nach der ersten Tasse holte ich den Aktenkoffer aus dem Gepäcknetz und legte ihn auf meine Knie. Die Schlösser hatte ich codiert, stellte die richtige Zahlenkombination ein, ließ den Deckel hochschnappen und schaute mir die Ikone an.
Es traf mich wie ein Hammer!
Schlagartig war meine gute Laune verschwunden, das Blut wich aus meinem Gesicht, der Hals wurde trocken, und ich vergaß sogar das Atmen.
Vor mir lag zwar die Ikone, aber sie hatte sich auf grausame Art und Weise verändert.
Es war die Frauengestalt, die nicht mehr aussah wie sonst. Sie blutete

aus zahlreichen Wunden.

Getäuscht hatte ich mich nicht. Die letzte Figur in der Reihe blutete tatsächlich.

Die Ikone bestand aus schwerem Holz, war dann mit einer dicken Schicht vergoldet worden, auf der die einzelnen Figuren ihren Platz gefunden hatten.

Zahlreiche, winzige Blutstropfen drangen aus dem Körper der gemalten Gestalt und hatten auch das Gesicht nicht verschont. Dort waren die Tropfen etwas verlaufen, so daß dieses Gesicht aussah, als hätte man rote Farbe verschmiert.

In diesem Augenblick war ich ratlos. Ich fand einfach keine Lösung für das Auftreten des Blutes. Es ging mir gegen den Strich, war wider die Logik, und ich stellte mir die Frage, weshalb die Veränderung gerade jetzt eingetreten war.

An einen Zufall wollte ich nicht glauben. Das mußte einen Grund gehabt haben, der sicherlich mit meiner Reise zusammenhing. Ich war meinem Gefühl gefolgt, hatte erkannt, daß die Frau nicht in die Reihe der zu taufenden Menschen gehörte und ging davon aus, daß man sie als faules, aber gefährliches Ei in ein fremdes Nest gelegt hatte.

Mit der Fingerkuppe tippte ich gegen das Gesicht und zerrieb den Blutstropfen zwischen meinen Fingern.

Einen Unterschied zu dem normalen Blut eines Menschen konnte ich bei dieser Prüfung nicht feststellen. Das Blut konzentrierte sich zudem nur auf die eine Gestalt, die wartenden Männer waren davon nicht in Mitleidenschaft gezogen worden.

Nichts passierte ohne Grund, davon ging ich aus. Auch hier mußte es einen Grund gegeben haben, einen Auslöser, der diese Ikone dermaßen schaurig hatte verändern lassen.

War es meine Reise gewesen? Hatte diese Ikone vielleicht gespürt, daß sie an eine bestimmte Stelle geschafft werden sollte? Versuchte sie nun, sich zu offenbaren und sich gleichzeitig dagegen zu wehren? Für mich war die Ikone jetzt schon zu einem Mysterium geworden. Ich sah sie in einem ganz anderen Licht und fragte mich schon jetzt, ob es nur Zufall gewesen war, daß sie mir in die Hände gefallen war. Möglicherweise hatte ein geheimnisvolles Schicksal meine Hand geleitet und mich ausgerechnet nach der Ikone fassen lassen.

Es gab den Begriff der messerscharfen Gedanken. Die schnitten meine Gehirnwindungen förmlich auf, ich dachte scharf nach und versuchte Lösungen zu finden, obwohl ich so wenig Fakten besaß.

Zu einem Ergebnis rang ich mich schließlich durch. Diese geheimnisvolle Ikone war mehr als nur ein Bild. Sie mußte ein Gegenstand sein, der genau spürte, daß etwas nicht normal lief. Vielleicht hatte sie sogar erfahren, wohin ich mich begab und hatte Furcht davor bekommen. Das hieß allerdings, daß möglicherweise in

diesem Gegenstand ein gewisses Leben oder eine Magie stecken mußte.

Um dies genau herauszufinden, hätte ich mein Kreuz gegen die Ikone einsetzen können, schreckte davor allerdings zurück, aus Angst, daß ich sie zerstörte.

So klappte ich den Deckel mit der fast hundertprozentigen Gewißheit zu, daß meine Reise zu den Templern doch nicht so glatt verlaufen würde wie vorgesehen. Von wegen Urlaubsfahrt. Ich würde bestimmt noch einigen Ärger bekommen.

In knapp einer halben Stunde würde der Zug Toulouse erreicht haben. Am Bahnhof wollte ich mir einen Wagen mieten und nach Alet-les-Bains zu den Templern fahren, einem Ort, der mir allmählich zu einer zweiten Heimat geworden war, denn in seiner Nähe befand sich auch die Kathedrale der Angst mit dem silbernen Skelett des Hector de Valois, der in mir wiedergeboren war.

Ich war nicht mehr so froh; meine Gesichtszüge hatten sich verhärtet. Die Frau, die mir gegenüber saß und mir hin und wieder zugelächelt hatte, wunderte sich und drehte ihren Kopf zur Seite. Ich rauchte noch eine Zigarette, schaute aus dem Fenster, versuchte nicht, an die Probleme zu denken und interessierte mich mehr für die Landschaft, die sich verändert hatte und etwas bergig geworden war.

Schnee sollte in Toulouse nicht liegen, doch auf den Kuppen der Berge hatte es geschneit. Der Zug rollte durch die ersten Vorstädte der großen Stadt.

Industrieanlagen begleiteten die Schienen. Lange Hallen sah ich, dazwischen große Plätze, auf denen Lastwagen standen und breite Transporter, die Flugzeugteile zur weiteren Verarbeitung schafften.

Toulouse ist das Zentrum der europäischen Flugzeugindustrie, hier werden die Airbusse zusammengebaut.

Wohnsiedlungen, ebenso häßlich wie in Londoner Vorstädten, standen da wie graue, Vierecke Klötze. Die Sonne war blasser geworden und hielt sich hinter dem leichten Dunst verborgen, der entweder durch Nebel oder Abgase gebildet wurde.

Daß wir in wenigen Minuten den Bahnhof von Toulouse erreichen würden, erfuhr ich aus dem Lautsprecher. Ich holte den zweiten Koffer aus dem Gepäcknetz, er war nicht viel größer als der Aktenkoffer, schlüpfte in meinen innen gefütterten Mantel und begab mich zum Ausstieg. Dort drängten sich bereits die Reisenden. Toulouse war für viele Endstation.

Wir rollten in den Bahnhof. Die langen Bahnsteige wirkten wie Inseln, die sich immer weiter vorschoben und überhaupt kein Ende zu nehmen schienen. Menschen warteten, Lautsprecherstimmen drangen verzerrt und quäkend an mein Gehör, der Zug bremste ab, bis er stand.

Ich ließ zunächst die Geschäftsreisenden aussteigen, Sie hatten es eiliger als ich.

Einige von ihnen wurden bereits erwartet. Fahrer in Uniform standen bereit, um sie abzuholen.

Ich gehörte zu den wenigen, die nicht erwartet wurden. Allerdings hatte ich ein wenig damit gerechnet, daß der Abbé oder einer seiner Männer gekommen war, um mich in Empfang zu nehmen. Das war nicht der Fall. Ich stand allein auf dem Bahnsteig, schaute mich um und spürte, daß es kälter war als in Paris.

Den Kragen meines Mantels hatte ich hochgestellt. Rechts trug ich den normalen Koffer, links den schmaleren. Die Treppe nach unten lag nicht weit entfernt.

Langsam schlenderte ich auf sie zu. In der Bahnhofshalle würde einer der großen Autoverleiher sicherlich eine Filiale besitzen.

Mein Blick fiel die lange Treppe hinab, die eigentlich leer war, bis auf eine Person.

Von unten kam eine Frau hoch. Sie besaß dunkles Haar und trug einen ebenfalls dunklen Mantel, der weit geschnitten war und an seinem Ende glockenförmig auseinanderlief.

Mir fiel die Frau nur deshalb auf, weil sie so hastig lief, manchmal drei Stufen auf einmal nahm und mich schon dann erreicht hatte, bevor ich einen Schuh auf die erste Stufe stellen konnte.

Sie blieb stehen, atmete keuchend, schaute mich an, stand noch zwei Stufen unter mir und mußte deshalb den Kopf in den Nacken legen, um in mein Gesicht zu sehen.

Auch ich sah sie.

Beinahe traf mich der Schlag, denn das Gesicht – mein Gott; ich kannte die Frau.

Ich hatte sie schon einmal gesehen. Nicht persönlich, nicht als lebendiges Wesen.

Es war die Person auf der Ikone!

***

Manchmal kann sich Zeit dehnen. Da hat man das Gefühl, aus Sekunden werden Minuten.

So erging es nicht nur mir, auch die Frau mußte ebenfalls so empfinden, denn es gelang ihr einfach nicht, ihr blasses Gesicht abzuwenden. Sie starrte mich ununterbrochen an, als wollte sie das Band zwischen uns aufbauen, um die Verbindung zu schaffen.

Ich prägte mir ihre Gesichtszüge ein. Sie waren ziemlich schmal.

Nur die dunklen Augen fielen auf und vielleicht die langen, lackschwarzen Haare, deren Frisur nicht mehr modern war.

Ich ging einen Schritt zurück, um ihr Gelegenheit zu geben, die Treppe zu verlassen, sonst wäre sie noch gegen mich gelaufen. Sie

zögerte noch, ging dann vor und blieb auf dem Bahnsteig stehen.

»Kennen wir uns?« fragte ich vorsichtig.

»Vielleicht, Monsieur.«

»Ja, das ist möglich. Wissen Sie, woher ich komme?«

»Nein.«

»Aus London.«

»Das wußte ich nicht, aber ich wußte, daß ich zum Bahnhof gehen mußte. Verstehen Sie?«

»Nein, Mademoiselle.«

Sie wußte nicht so recht, wie sie anfangen sollte. »Es… es war ein innerer Drang, ein Trieb. Sie können es auch meinetwegen mit dem Wort Befehl umschreiben. Jedenfalls wußte ich, daß ich hier am Bahnhof jemand treffen würde.«

»Mich?«

»Kann sein, ich weiß es nicht.«

»Was macht Sie denn so relativ sicher?«

»Mein Gefühl. Ich lief die Treppe hoch, ich sah Sie an deren Ende stehen und wußte Bescheid. Das kam über mich wie ein Blitzstrahl. Ich wollte und sollte sie hier treffen. Dabei haben wir uns noch nie im Leben gesehen, aber ich bin sicher, daß es etwas gibt, das uns gegenseitig verbindet.«

»Mein Name ist übrigens John Sinclair.«

Die Frau runzelte die Stirn, strich durch ihr Haar und dachte angestrengt nach. »Pardon, aber ich höre ihn zum erstenmal heute. Ist das schlimm?«

Mein Lachen klang direkt fröhlich. »Nein, überhaupt nicht, Mademoiselle. Das ist gar nicht schlimm. Vielleicht kommt mir eine Idee, wenn ich Ihren Namen höre.«

»Geron. Ich heiße Anne Geron. Von Beruf bin ich Lehrerin. Ich unterrichte das Fach Kunst.«

Meinen Beruf verschwieg ich, schlug allerdings vor, den kalten Bahnsteig zu verlassen und irgendwo etwas trinken oder essen zu gehen. Damit war Anne Geron einverstanden.

Nebeneinander schritten wir die Treppen hinab. Meine neue Bekannte hielt den Kopf gesenkt, wahrscheinlich steckte er voller Gedanken, was auch bei mir der Fall war.

Ich dachte darüber nach, was diese Frau mit der auf der Ikone zu tun haben könnte. Ihr Eintreffen auf dem Bahnhof war eine der, großen Überraschungen in meinem Leben gewesen. Wieder einmal hatte das Schicksal Fäden gezogen, ohne daß ich dabei meine Hände im Spiel gehabt hatte. Es war schon seltsam, was hier ablief.

Die Ikone selbst gehörte zu den sehr alten Kunstwerken, und ich überlegte, wie eine Person, die in der heutigen Zeit lebte, so genau auf das Bild gemalt werden konnte.

Wir hatten die Treppe hinter uns gelassen. Anne blieb stehen und schaute sich um.

»Sie müssen einen Vorschlag machen, Anne«, sagte ich. »Wo sollen wir hingehen?«

»Es gibt einige Lokale hier im Bahnhof, die aber nicht so besonders sind.«

»Ich wollte ja nicht groß essen gehen.«

Sie nickte. »Bon, für einen Kaffee wird es schon reichen. Kommen Sie bitte.«

Wir schritten durch die alte Bahnhofshalle. Sie war ziemlich leer.

Die Menschen, die nicht zu den Reisenden zählten, konnte man in die Gruppe derjenigen einreihen, die gekommen waren, um sich aufzuwärmen, unter ihnen befanden sich zahlreiche Stadtstreicher beiderlei Geschlechts.

Das Lokal nannte sich Bistro, war ziemlich klein und auf Weinpinte aufgemacht. Davon zeugte allein das künstliche Weinlaub, das von der Decke herabhing wie Luftschlangen im Karneval.

Wir stellten uns an einen runden Stehtisch, beobachtet von den anderen Gasten, die nicht eben vertrauenerweckend aussahen. Die beiden Koffer hatte ich vor mir zu Boden gestellt.

Der Wirt kam. Ein dicker Mann mit Halbglatze. Ich bin kein Modegeck, aber die Strickjacke, die er trug, wäre bei mir längst auf dem Müll gelandet. Das Hemd darunter sah auch nicht mehr sauber aus.

Als wir Kaffee bestellten, nickte er nur.

Ich hörte das Zischen einer Kaffee-Maschine und reichte der jungen Frau Feuer, als sie sich eine Zigarette zwischen die Lippen steckte. Aus großen Augen schaute sie mir ins Gesicht.

»Wir kennen uns nicht«, sagte sie. »Trotzdem habe ich das Gefühl, als sähe ich Sie nicht zum erstenmal. Komisch, nicht?«

»Das kann vorkommen, aber jetzt berichten Sie bitte von sich. Wenn möglich.«

»Dazu müßten Sie mir vertrauen.«

Ich lächelte. »Probieren Sie es bitte.«

Zuerst kam der Kaffee. Ich zahlte, schaute mir die Tassen an und war zufrieden, daß sie sauber waren. Er schmeckte sogar ziemlich gut und wärmte vor allen Dingen auf.

»Ich weiß nicht, Monsieur Sinclair…«

»Bitte, sagen Sie John.«

»Ja, John. Also, ich weiß nicht, wie weit Sie aufnahmefähig sind, ob Sie nicht gewisse Dinge erschrecken, für die man die Worte unmöglich oder unwahrscheinlich einsetzen kann. Verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich habe tatsächlich erlebt, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die man mit der Schulweisheit nicht erfassen

kann.«

»Darüber machen Sie sich bitte keine Sorgen, Anne. Ich gehöre zu den Menschen, die, sagen wir, beruflich mit Phänomenen zu tun haben, die etwas außerhalb der Schulweisheit liegen.«

»Ach ja?«

Näher ging ich darauf nicht ein, sondern bat Anne, endlich zu beginnen. Und sie erzählte. Dabei traute sie sich nicht, mich anzublicken, sondern schaute an mir vorbei. Ihr Blick verlor sich in der Weite der Halle, wo sie auch die zahlreichen Menschen kaum wahrnahm, die sich dort bewegten. Es herrschte plötzlich Betrieb, nur dieses kleine Bistro blieb wie eine Insel.

Sie erzählte von ihren furchtbaren Visionen, und als sie bei der dritten, der letzten, angelangt war, da schossen plötzlich Tränen aus ihren Augen, weil sie es nicht begreifen konnte. Zu stark litt diese Frau noch unter den Erinnerungen.

Ihr Kaffee war kalt geworden, sie nippte dennoch daran, putzte sich die Nase und wischte über ihre Augen. »Jetzt halten Sie mich möglicherweise für eine Psychopathin – oder?«

»Das bestimmt nicht.«

»Ich… ich wundere mich über mich selbst, daß ich Ihnen meine Geschichte erzählt habe. So etwas wäre mir sonst nie eingefallen, glauben Sie mir. Ich wollte Sie auch nicht damit belasten …«

»Das tun Sie auf keinen Fall, Anne. Ich bin froh darüber, daß Sie sich ausgesprochen haben.«

»Und Sie glauben mir?«

»Ja.«

»Voll und ganz?«

»Wenn es Sie beruhigt, auch das!«

Ich hörte sie atmen, dann schüttelte sie den Kopf und sagte mit leiser Stimme. »Pierre Rodin hat mir nicht geglaubt, fürchte ich.«

»Wer ist das?«

»Der junge Mann, von dem ich Ihnen erzählte. Er hatte versprochen, mich heute morgen anzurufen, das ist aber nicht geschehen, ich war sehr enttäuscht…«

»Dafür spürten Sie den Befehl oder Druck, zum Bahnhof zu müssen.«

Erstaunt blickte Anne Geron hoch, »nichtig, John, das stimmt genau. Zum Bahnhof, ich mußte einfach zum Bahnhof, und ich mußte zu einer bestimmten Uhrzeit dort sein.«

»Was Sie auch geschafft haben.«

»Gerade noch.«

»Wie soll es jetzt weitergehen?« fragte ich vorsichtig nach, weil ich Anne noch mehr aus der Reserve locken wollte.

»Das weiß ich auch nicht.«

»Dann habe ich Ihnen etwas zu sagen. Ich glaube nämlich nicht, daß

unser Zusammentreffen hier einem Zufall entspricht. Ich habe ebenfalls einen Grund für meine Reise.«

»Doch nicht mich!«

»Indirekt schon.«

»Können Sie das denn erklären?«

Ich lächelte sparsam. »Das wohl nicht, aber ich kann Ihnen den Grund zeigen.«

Anne begriff nicht. Sie rieb ihre Handflächen gegeneinander. Daß sie aufgeregt war, erkannte ich an ihren Wangen, die ihre Blässe verloren hatten und eine gewisse Röte zeigten. Verwundert schaute sie zu, wie ich den schmalen Koffer anhob und ihn auf den runden Tisch legte, aber nicht öffnete.

»Befindet sich der Grund darin?«

»Das hoffe ich doch. Bitte, kommen Sie zu mir. Sie sollen einen Blick in den Koffer werfen.«

Während Anne um den runden Tisch herumging, ließ ich den Deckel hochschnappen. Er stand senkrecht, sie schaute hinein und sah die wundervolle Ikone.

»Mein Gott, ist die schön.«

»Davon einmal ganz abgesehen, Anne, konzentrieren Sie sich bitte auf eine bestimmte Figur. Die Szene soll meiner Ansicht nach Johannes den Täufer darstellen, wie er in der Wüste seine Getreuen tauft. Sie sehen hier Männer, die sich eingereiht haben und als letzte Figur eine Frau, die einen ungewöhnlichen Abstand hält.«

»Ja, das stimmt, aber was ist mit ihr? Die… die dunklen Flecken – ist das Blut?«

»Davon können wir ausgehen.«

»Wie bei mir, wie in meinen Visionen. Da sah ich auch Blut und Grauen.«

»Stimmt.«

»Wie kann die Figur bluten, John?«

»Darüber muß ich mir noch Gedanken machen. Schauen Sie sich nur die letzte Figur an, konzentrieren Sie sich bitte auf diese Frau und sagen Sie mir dann, ob Ihnen an ihr etwas auffällt, einmal abgesehen von dem Blut, das aus ihrem gemalten Körper gequollen ist.«

Anne Geron beugte sich über den offenen Koffer. Ich schaute mich inzwischen um, denn ich wollte keine Zeugen haben, die einen mehr oder weniger zufälligen Blick auf den Inhalt warfen. Die Gäste interessierten sich nicht dafür. Wenn sie sich unterhielten, dann leise, ansonsten starrten sie in ihre Gläser.

»Nun?« fragte ich nach einer Weile.

Sehr langsam hob die Lehrerin den Kopf. Sie sah bleich aus wie eine helle Plastik, und ich wußte, daß sie ebenfalls erkannt hatte, wer die Figur war.

»Ich kann es nicht sagen. Es ist… es ist …«

»Sie haben das Gesicht gesehen?«

Heftig nickte Anne. »Sogar ziemlich genau. Vielleicht zu genau. Es ist furchtbar. Bin ich das? Oder soll ich das sein?«

»Ja.«

Für einen Moment schloß sie die Augen, schwankte auch, und ich bekam Furcht davon, daß sie fallen könnte, deshalb stützte ich sie sicherheitshalber ab.

»Das… das ist mir einfach zu hoch«, hauchte sie. »Ich komme darüber nicht hinweg. Mein Gesicht, meine Gestalt – wieso? Wie ist das möglich, John, wie?«

Ich klappte den Deckel wieder zu. »Um das herauszufinden, bin ich von London nach Toulouse gekommen.«

»Hier wollen Sie es?«

»Mal sehen.«

»Nein, ich wüßte nicht…« Sie schluckte und schüttelte den Kopf.

»Es gehört doch Ihnen – oder?«

»Wenn Sie die Ikone meinen – ja.«

Anne zeichnete mit der Fingerspitze Kreise auf die runde Tischplatte. »Wissen Sie, was ich nicht verstehe, John?« Sie sprach sofort weiter. »Meine Visionen bezeichne ich als satanisch. Dieses Bild aber zeigt doch ein frommes, wenn nicht sogar biblisches Motiv. Dabei ist ein gewaltiger Widerspruch, das kann nicht sein.«

»Und doch stimmt es!«

Sie räusperte sich. »Die Ikone, die Sie mir gezeigt haben, ist sehr alt. Ich bin zwar keine Kunsthistorikerin, aber ich habe mich während meines Studiums mit diesem Gebiet etwas beschäftigt. Jetzt frage ich mich, wie ich persönlich als Figur auf diese alte Ikone gezeichnet bin. Damit ist die Taufszene entstellt.«

»Eine Antwort kann ich Ihnen jetzt auch nicht geben, Anne. Ich sage mal so: Es ist eine magische Manipulation gewesen, und zwar schon vor einigen Hundert Jahren.«

»Das glaube ich nicht!« erwiderte sie spontan.

»Es spielt keine Rolle, Anne.« Ich hob die Schultern. »Um die Wahrheit herauszufinden, fuhr ich nach Frankreich. Allerdings wollte ich mir hier in Toulouse nur einen Leihwagen nehmen, um weiterzufahren.«

Ihr Gesicht bekam einen enttäuschten Ausdruck. »Dann können Sie mir nicht helfen?«

»Doch, Anne, wir werden uns beide helfen können, indem Sie mit mir nach Alet-les-Bains fahren.«

»Dorthin? Das liegt in den Bergen.«

»Ich weiß.«

»Was wollen Sie denn da?«

»Freunde von mir besuchen. Sie leben in Alet-les-Bains.«
»Wer?«
»Templer.«
Sie war historisch gut auf der Höhe. »Der alte Orden, der im vierzehnten Jahrhundert zerschlagen wurde?«
»Genau der. Es gibt ihn noch, keine Sorge, auch wenn er sich gespalten hat.«
»Was haben die Templer mit der Ikone zu tun?«
»Sie war ein Teil eines gewaltigen Templer-Schatzes. Mehr kann und will ich Ihnen darüber nicht sagen, Anne. Es ist wirklich besser, wenn Sie nicht alles wissen.«
»Wenn Sie meinen…«
»Haben Sie ein Fahrzeug, Anne?«
»Nein, ich bin ohne.«
»Okay, dann besorge ich mir einen Leihwagen. Vielleicht sollten wir noch bei Ihnen zu Hause vorbeifahren und einige Dinge zusammenpacken. Es kann sein, daß wir übernachten müssen.«
»Bei den Templern?«
»Bestimmt.«
Sie sagte nichts mehr und wandte sich ab. Gezahlt hatten wir und verließen das Bistro. Die Filiale einer Mietwagenfirma lag etwas abseits, deshalb mußten wir in einen Seitenflügel des Bahnhofs. Anne schritt rechts neben mir her und hielt den Kopf gesenkt. Als sie stehenblieb, stand auch ich still.
»Was ist los?«
Sie winkte ab. Ihre Unterlippe zitterte, die Augen waren unnatürlich weit geöffnet. »Ich… ich glaube, es geht wieder los. Ich sehe etwas, es kommt näher.«
»Wer, was?«
Sie duckte sich, als hätte sie einen Schlag erhalten. »Die Mordgestalt aus meinen Visionen. Aber sie ist echt, glaube ich. Nicht mehr nur im Traum. Himmel, ich…«
Auf dem Absatz machte sie kehrt und rannte weg. Ich konnte sie nicht mehr halten, weil ich die beiden Koffer trug.
»Anne!« brüllte ich hinter ihr her. »Anne, bleiben Sie stehen! Laufen Sie nicht weg!«
Sie hörte nicht. Mit schnellen Schritten rannte sie weiter, als säße ihr der Teufel im Nacken. Wer so reagierte, mußte etwas Schreckliches erleben.
Sie nahm keine Rücksicht auf die Menschen in der Halle, stieß sie zur Seite, duckte sich noch tiefer, als wollte sie in einen Tunnel kriechen und drehte sich dann um, weil sie sich ein neues Ziel ausgesucht hatte.
Es war eine schmale Tür, die zu einer Damentoilette führte. Wuchtig riß sie die Tür auf und sprang über die Schwelle. Als ich sie erreichte,

war sie bereits wieder zugefallen.
Die Koffer hielt ich fest, stellte den größeren ab und hämmerte gegen die Tür.
Ich hörte Anne schreien.
Es war mir egal, ob ich in die Damentoilette rannte oder nicht. Ich mußte sie da rausholen.
Sekunden später sprang ich in den Raum, in der rechten Hand die Beretta, in der linken den schmalen Aktenkoffer.
Anne Geron stand im Waschraum. Sie sah schrecklich aus. Vom Kopf bis zu den Füßen rann das Blut. Drei Waschtische reihten sich aneinander. Auf dem Boden lag Papier. Das alles nahm ich wie nebenbei wahr.
Wichtiger waren die drei Spiegel über den Tischen. In allen dreien zeichnete sich eine fürchterliche Gestalt ab, die mir aus Annes Erzählungen bekannt war.
Der Unheimliche mit dem Messer!

***

Ob Messer oder Kurzschwert, das war nicht entscheidend. Jedenfalls hielt er die Mordwaffe umklammert und sah so aus, wie ich ihn mir hatte vorstellen müssen.
Eine Gestalt, die in ein pechschwarzes Trikot gehüllt zu sein schien. Nur das helle, bleiche Gesicht schimmerte durch, die ebenfalls bleichen, knochigen Hände und natürlich die Waffe, deren Klinge auf mich den Eindruck eines langen Blitzes machte.
Jetzt, wo ich ihn zum erstenmal sah, konnte ich mir die Angst der Anne Geron gut vorstellen. Wer von einer derartigen Mordgestalt bedroht wurde, der konnte nur so empfinden.
In mir verkrampfte sich einiges. Ich hatte den Eindruck, die Zeit würde stehenbleiben. Die dreimalige Gestalt in den verschiedenen Spiegeln wich plötzlich zurück, bevor ich noch die Waffe heben und auf die Fläche feuern konnte.
Sie war relativ klein gewesen, verringerte sich noch mehr und war verschwunden.
Genau in dem Augenblick brach der Bann. Mit einem Seufzer sank Anne zusammen.
Und das Blut verschwand.
Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, als es wie von Geisterhänden weggewischt wurde. Das hatte ich noch nie erlebt, nur eben gehört. Anne hatte nicht gelogen.
Soeben noch hatte ich sie abstützen können. Sie lag auf meinem Arm, ich drehte mich um, denn von der Tür her hörte ich Geräusche. Wuchtig wurde sie aufgerissen, zwei Uniformierte betraten in Begleitung einer Frau die Toilettenräume. Als sie Anne und mich

sahen, blieben sie stehen.
»Was suchen Sie hier?« fuhr mich die Frau an.
»Ich habe dieser Dame nur geholfen.«
»Wobei?«
»Fragen Sie nicht so dumm! Ich hörte sie schreien. Sie ist krank, zum Henker!«
Die Frau wurde nach draußen gedrückt, denn die beiden Bahnpolizisten waren vernünftiger. Sie erkundigten sich, an welcher Krankheit die Frau litt und wollten auch einen Rettungswagen kommen lassen.
»Merci, aber das ist nicht nötig. Wir… wir haben uns lange nicht mehr gesehen, es war wohl die Freude über das Treffen, die meine Bekannte dermaßen überraschte.«
»Sollen wir Ihnen das glauben?«
»Ich weiß es nicht, aber es entspricht den Tatsachen.«
»Gut, dann brauchen Sie keinen Arzt.«
»Nein, außerdem kommt sie schon wieder zu sich.« In der Tat öffnete Anne die Augen, flüsterte einige Worte, die nur ich verstand, und wurde von mir auf die Beine gestellt. Sie stützte sich beim Gehen bei mir ab, als wir den Raum verließen.
Mein Koffer stand noch da, wo ich ihn abgestellt hatte. Den anderen trug ich.
Die Bahnpolizisten hatten noch Fragen, doch Anne machte es geschickt und erzählte, ohne daß wir beide uns abgesprochen hatten, den Männern die gleiche Geschichte.
»Geben Sie beim nächsten Mal auf sich acht, Mademoiselle. Oder gehen Sie zu einem Arzt, der Sie mal untersucht.«
»Merci, das werde ich auch tun.«
Die Männer grüßten, gingen weg, und ich führte Anne zu einer leeren Bank, wo wir uns niederließen.
»Warum sind Sie weggelaufen?« fragte ich.
Sie schlug die Hände vors Gesicht, ließ den Mund aber frei. »Ich wußte, daß Sie mich das fragen würden, John, ich will es Ihnen auch genau sagen.«
»Bitte.«
Sie veränderte ihre Haltung nicht. »Ich spürte, daß er da war, ja, das spürte ich genau.«
»Und weiter?«
»Ich hatte nur Angst. Die… die Halle, sie verdunkelte sich auf einmal. Sie kam mir vor wie ein gewaltiges Gefängnis, das sich immer mehr verengte. Ich konnte nichts tun, ich rannte einfach weg, sah die Tür, riß sie auf, da war er dann.«
»Im Spiegel?«
»Ja, eingehüllt in Blut. Er sagte nichts, aber ich wußte, daß er mich

töten wollte. Dann sind Sie gekommen. Plötzlich war es vorbei, glaube ich.« Sie richtete sich auf und ließ ihre Arme sinken. Die Handflächen legte sie auf ihre Oberschenkel. »Haben Sie ihn vertrieben?«

»Das ist möglich.«

Mit hartem Griff faßte Anne nach meinem Arm. »Wenn Sie ihn gesehen haben, John, und wenn Sie mehr über ihn wissen, können Sie jetzt sagen, wer diese Person ist?«

»Leider nein. Ich sah nur das Gesicht, das eigentlich keines war, wenn Sie verstehen.«

»Nur die Masse.«

»Keine Augen, keine Nase, kein Mund. Die glatte, widerliche Masse. Wie ein Klumpen.«

Anne sprach ins Leere. »Das ist kein Mensch, John. Nein, das ist kein Mensch, das kann keiner sein, auch wenn er so aussieht. Glauben Sie es mir. Es ist ein…«

Da sie nicht weitersprach, vollendete ich den Satz. »Denken Sie an einen Dämon?«

»Ja, daran denke ich.«

»Dann müßten Sie daran auch glauben?«

»Es ist schwer«, murmelte sie, »eine Antwort zu geben. Ich bin Hobbymalerin. Seltsamerweise haben mich die dunklen Motive schon immer mehr fasziniert als die hellen, freundlichen. Ich hatte immer das Gefühl, die düstere Seite des Lebens zeichnen zu müssen. Eine Seite, die im verborgenen liegt, die man mit den normalen Augen nicht sehen, sondern nur spüren kann. Habe ich das richtig gesagt?«

»Wenn Sie so fühlen ja, Anne.«

»Das meine ich auch.« Sie schaute auf ihre Uhr. »Hier können wir nicht immer bleiben. Wollen Sie…?«

Ich zog sie hoch. »Der Plan hat sich nicht geändert, Anne. Wir werden zu meinen Templer-Freunden fahren und dort möglicherweise die Antwort bekommen.«

»Sie wissen, daß es riskant ist, John. Dieser Mörder ist mir auf den Fersen. Man kann damit rechnen, daß er mich nicht aus der Kontrolle läßt. Mein Kommen könnte die Templer in Gefahr bringen.«

»Vielleicht wollen sie und ich das.«

»Nein, das ist doch…«

»Anne, hören Sie gut zu. Diese Ikone steht mit Ihnen und wahrscheinlich auch mit den Templern in Verbindung. Es gibt meines Erachtens einen Zusammenhang. Sie sind zum Bahnhof gelaufen, Anne, nicht ohne Grund, wie wir jetzt wissen. Wir müssen das Geheimnis, das Sie persönlich betrifft, einfach lösen, auch wenn wir dabei ungewöhnliche Wege gehen werden. Aber das bin ich gewohnt.«

Plötzlich konnte sie wieder lächeln. »Es ist wirklich komisch, John, wir kennen uns nicht lange, aber ich habe Vertrauen zu Ihnen. In den

letzten beiden Tagen sind mir zwei Menschen begegnet, die einen ungewöhnlichen Eindruck auf mich machten. Eben Sie und Pierre Rodin. Darüber bin ich einerseits froh, aber wenn ich an die Begleitumstände denke, erschreckt es mich doch.«

»Das verstehe ich vollkommen, Anne. Mir würde es nicht anders ergehen. Sie können mir glauben, auch ich nehme den Fall nicht auf die leichte Schulter. Wir haben es hier mit gefährlichen Kräften zu tun, die uralt sich und ihren Ursprung im Dämonischen haben. Aber jetzt werden wir uns einen Wagen mieten und zu Ihnen fahren.«

Anne Geron nickte. Ich hatte eine Viertelstunde später ein Fahrzeug bekommen. Es war ein Citroën, noch so neu, daß man es riechen konnte.

»Den Weg nach Alet-les-Bains kenne ich, aber der Weg zu Ihrer Wohnung ist mir unbekannt, Anne.«

»Ich führe Sie.«

Wir rollten durch die Stadt, die bereits einen vorweihnachtlichen Schmuck angelegt hatte. Als wir in den alten Teil gerieten, mußte ich den Wagen vorher abstellen, denn Anne wohnte in einer Fußgängerzone. Da kam kein normaler Wagen durch. Die Anlieger besaßen Parkscheine für Tiefgaragen.

Weit war es nicht. Ich bekam dennoch etwas von dem Zauber der Altstadt mit, die im goldenen Glanz einer winterlichen Dezembersonne lag. Auch konnten wir uns an der klaren Luft erfreuen, doch innerlich waren wir beide aufgewühlt.

Anne Geron wohnte in einem schmalbrüstigen Gebäude, dessen Fassade einen rostroten Anstrich zeigte.

»Es ist alles noch sehr neu«, sagte sie beim Aufschließen der Haustür, »man hat wenigstens die alte Substanz gelassen, und ich fühlte mich unter dem Dach ausgesprochen wohl.«

»Eine Atelierwohnung?«

»Ja.«

Da es keinen Fahrstuhl gab, mußten wir die Stufen hochsteigen. In der letzten Etage wohnte Anne. Dort war der Hausflur noch enger geworden, und hier oben befand sich auch nur eine Wohnung.

Sie öffnete die Tür, ich folgte ihr auf dem Fuß, gelangte in eine winzige Vordiele, stellte dort den schmalen Aktenkoffer ab – und hörte Anne schreien.

Mit zwei Sätzen war ich bei ihr.

Sie stand in einem verhältnismäßig großen Zimmer, die Arme angewinkelt, dabei halb erhoben und die Hände zu Fäusten geballt.

Den Grund ihres Schreiens sah ich auf einen Blick.

Jemand hatte ihre gesamten Bilder brutal zerstört, regelrecht zerfetzt, und genau dort, wo sie gehangen hatten, war die Wand von großen Blutflecken bedeckt…

***

Wieder hatte das Grauen zugeschlagen. Allmählich waren es keine Visionen mehr, sondern eine verdammte Realität. Dieser Unbekannte, dieser Gesichtslose war aus dem Dunkel der Zeiten aufgetaucht, um sein Schreckensregiment zu verbreiten.

Das war schlimm.

Anne Geron schrie nicht mehr. Ihre Stimme war zu einem Wimmern erstickt. Wie eine Schlafwandlerin schritt sie durch ihre eigene Wohnung, den Blick gegen die Wände gerichtet und trotzdem ins Leere.

Sie schaute auf die zerstörten Bilder, wobei einige noch an der Wand hingen, aber nicht mehr zeigten als nur die Rahmen. Die Motive waren nur Stückwerk. Sie lagen entweder am Boden oder hingen noch als Fetzen am Rahmeninnern fest.

Als sich Anne auf einen Stuhl setzte, untersuchte ich eine Stelle an der Wand genauer.

Die rote Flüssigkeit klebte an ihr wie ein dicker Schmier. Es rann zudem in schmalen Bahnen dem Fußboden entgegen, aber das alles störte mich nicht mehr, wichtig war Anne und vor allen Dingen durfte sie nicht durchdrehen.

Was man dieser zarten Frau zugemutet hatte, war mehr, als jemand vertragen konnte.

Sie schaute nicht auf, blickte zu Boden und konnte nicht einmal weinen. Als ich meine Hand auf ihre Schulter legte, zuckte sie zusammen. »Es ist nicht so schlimm, Anne«, sagte ich leise. »Bilder kann man neu malen. Wichtig allein ist, daß Sie noch am Leben sind.«

»Ich?« Sie preßte für einen Moment die Augen zusammen. »Noch lebe ich, John, noch. Aber ich glaube, daß es bald vorbei damit ist. Man kann einfach nicht dem Grauen entrinnen, das ist unmöglich. Irgendwann breche ich zusammen, was mit meinem Tod enden wird, das müssen Sie mir glauben. So etwas kann man nicht immer ertragen.«

»Es wird aufhören.«

»Das sagen Sie so. Sie haben dieses Grauen noch nicht erlebt. Es ist, als würde Ihnen die Seele aus dem Körper getrieben, damit ein anderer von Ihnen Besitz ergreifen kann. Sie sind nicht mehr Sie selbst. Sie warten darauf, daß etwas geschieht. Nicht daß Sie es herbeisehnen, aber Sie wissen ja, daß es kommen muß. Und dann ist es da. Obwohl Sie darauf vorbereitet waren, sind Sie doch schockiert, weil Sie es einfach nicht fassen können. Ja, so ist es…«

Ich hatte sie sprechen lassen und mir dabei die Wände angeschaut, wo das Blut allmählich verschwand, wie von einem unsichtbaren Radiergummi entfernt.

Nur die Rahmen mit den zerfetzten Bildern hingen dort noch. In der

Wohnung war es still. Anne saß da wie eine Fremde in den eigenen vier Wänden.

»Sie sollten jetzt einige Sachen zusammenpacken, damit wir fahren können.«

»Immer noch?«

Ich lächelte. »Sicher, das war vorgesehen. Hier werden wir den Fall kaum lösen können. Die Templer müssen uns…«

Ich brach ab, weil ich von draußen Schritte gehört hatte. Mir fiel ein, daß mein Aktenkoffer mit dem Beweisstück noch in der kleinen Diele stand.

Ich lief schnell hin und blieb wie angewurzelt stehen, als ich den Mann in der offenen Wohnungstür sah.

Er trug einen rehbraunen Mantel und hatte um seinen Hals einen Schal geschlungen. Hinter den Brillengläsern hatten seine Augen einen mißtrauischen und verwunderten Ausdruck angenommen.

Ich nahm den Koffer hoch und nickte dem Mann zu.

»Wer sind Sie?« fragte er.

Ich sagte meinen Namen und erkundigte mich, ob er Pierre Rodin wäre.

»Ja, natürlich, Sie kennen mich?«

»Anne erzählte von Ihnen. Sie sagte auch, daß Sie vorbeikommen wollten.«

»Stimmt. Was haben Sie mit ihr zu tun?«

»Ich bin ein Bekannter.«

»Ausländer, wie ich höre.«

»Ja, aus London. Ich kam rein zufällig vorbei und beschloß, ihr guten Tag zu sagen.«

»Kann ich zu ihr?«

»Bitte.«

Ich gab den Weg frei.

Ohne mich eines Blickes zu würdigen, schritt er an mir vorbei in den Wohnraum hinein, von wo aus ich seinen leisen und erstaunten Schrei vernahm.

Wahrscheinlich hatte er die Bilder gesehen und war deshalb von der Rolle.

Als ich ihm folgte, sah ich ihn neben Anne knien und ihre Hände halten. »Anne, bitte, rede, warum hast du deine Bilder zerstört? Was ist in dich gefahren?«

Sie ging gar nicht auf seine Frage ein. »Du… du bist so spät gekommen, Pierre.«

»Ich konnte nicht früher, tut mir leid.«

»Schon gut.«

»Anne, bitte, was ist mit den Bildern. Weshalb hast du sie zerstört?«

Die Antwort gab ich. »Das war nicht sie.«

Er fuhr hoch und herum. »Nicht Anne? Wer dann?«
»Wir wissen es nicht.«
»Ein Einbrecher – oder?«
Ich hob die Schultern. »Das kann schon sein, Monsieur Rodin. Es ist eben alles möglich.«
Er schaute mich lange an. »Ich möchte Sie etwas fragen«, sagte er schließlich.
»Bitte.«
»Hat Anne Ihnen von ihren Problemen erzählt? Von den Halluzinationen?«
»Wir sprachen darüber.«
»Wie ist Ihre Meinung?«
»Ich weiß nichts Genaues. Wie gesagt, es war ein zufälliger Besuch. Ich kenne Anne Geron aus London. Wir haben uns auf einer Ihrer Studienreisen kennengelernt.« Mit dieser Antwort baute ich der Lehrerin eine Brücke, über die sie schreiten konnte. Hoffentlich spielte sie mit.
»Dann kennen Sie Anne nicht genau?«
»So ist es.«
Rodin rieb sein Kinn. »Auch wir kennen uns erst seit gestern. Es waren, wenn man es objektiv sieht, keine glücklichen Umstände für sie. Ich habe einmal erlebt, was geschieht, wenn sie ihre Visionen bekommt und muß sagen, daß ich hilflos bin.«
»Glauben Sie ihr denn?«
»Ja und nein. Ich habe vorgeschlagen, daß sie einen Arzt aufsucht und von ihren Problemen berichtet. Es gibt ja genügend Psychologen und Nervenärzte.«
»Das ist nicht schlecht«, erwiderte ich nickend. »Aber glauben Sie, daß es etwas bringt?«
»Davon bin ich überzeugt. Man kann sie mit ihrer Angst einfach nicht allein lassen.«
Ich runzelte die Stirn. »Es wäre auch interessant, herauszufinden, wo sich die Quelle all dieser schrecklichen Visionen befindet. Meinen Sie nicht auch?«
»Genau, nur können wir das nicht. Ich jedenfalls traue es mir nicht zu.« Er wandte sich wieder an die Lehrerin. »Wie wäre es, Anne, wenn du mich begleitest?«
»Wohin?« Sie schaute hoch.
»Zu einem Arzt. Ich habe heute morgen Bekannte angesprochen und mir einen entsprechenden Fachmann empfehlen lassen. Doktor Villefort ist hier in der Stadt eine Kapazität.«
Ich hoffte nur, daß Anne mitspielte und sich nicht überreden ließ.
Unsere Pläne waren wichtiger.
»Nun?«

»Ich weiß nicht, Pierre…«
»Doch, Anne, du mußt. Außerdem werde ich bei dir bleiben. Ich gehe mit dir.«
Die junge Frau drehte den Kopf nach rechts, um mich anzuschauen. In ihren Augen las ich die Unentschlossenheit. Der Auftritt dieses Mannes war nicht gut gewesen.
»Anne. Sie wissen, daß wir zusammen den Tag verbringen wollten. Das war klar.«
»Sind Sie denn verrückt?« rief Rodin. »Sie haben doch gesehen oder sehen noch, was mit ihr los ist. Da können Sie nicht herkommen und einfach mit ihr weggehen. Sie braucht einen Arzt. Sie muß einfach in ärztliche Behandlung.«
»Dazu wäre morgen ebenfalls noch Zeit.«
»Da kann es zu spät sein.«
»Kennen Sie sich so gut aus?« fragte ich den Besucher.
»Nein, aber ich habe mit ihr einige Zeit verbracht und erlebt, wie schrecklich alles sein kann. Sie können sagen, was Sie wollen. Für Anne ist es am besten, wenn sie bei mir bleibt. Nicht wahr?«
Anne stand auf. »Ich weiß nicht, was ich tun soll.« Sie ging zum Fenster und schaute gen Himmel. »Ich stecke in einer Zwickmühle. Die Dinge, die ich gesehen habe, gingen nur mich persönlich etwas an, glaube ich. Und ich denke ferner, daß mir kein Arzt dabei helfen kann. Ich selbst muß lernen, sie zu überwinden. Was hat es für einen Sinn, wenn ich einem Psychiater von meinen Problemen berichte? Er wird sich wundern oder auch nicht, wird vielleicht Fragen stellen, mir Psychopharmaka verschreiben und mir ansonsten kein Wort glauben.«
»Du hast dich also entschieden?« fragte Rodin.
Anne drehte sich um. »Ja, Pierre. Sei mir nicht böse, aber ich werde nicht zum Arzt gehen. Nicht heute jedenfalls.«
Er nickte. »Gut, ich habe verstanden. Dann bin ich hier wohl überflüssig.«
»Nein, Pierre, so darfst du das nicht sehen.«
Er streckte ihr seine Hand abwehrend entgegen. »Keine Sorge, Anne, ich habe dich voll und ganz verstanden. Ich habe es gut gemeint und…«
»Das weiß ich doch, aber du mußt auch mich verstehen.«
»Sicher.« Er lächelte krampfhaft. »Du kannst mich ja anrufen, wenn dein Besuch wieder weg ist.« Nach diesen Worten drehte er sich um und verließ fluchtartig die Wohnung.
Anne lief ihm nach. »So warte doch, Pierre. Sei nicht verbockt. Ich habe dich…«
»Schon gut!« hörte ich ihn aus dem Flur rufen. »Schon gut…«
Dann war er verschwunden.
Anne kehrte mit schleppenden Schritten zurück. Sie machte auf mich

einen verzweifelten Eindruck, hob die Schultern, und ich sah, wie sie weinte. »Habe ich jetzt einen Fehler gemacht?« fragte sie mich.

»Nein, Sie haben sich richtig entschieden. Der Arzt kann Ihnen die Lösung nicht präsentieren.«

»Aber Sie?«

»Möglich.«

»Pierre war so komisch«, flüsterte sie, »so anders, wirklich. Ich habe gedacht, daß er mehr Verständnis für mich aufgebracht hätte. Da bin ich enttäuscht.«

»Sie dürfen es ihm nicht übelnehmen, Anne, das dürfen Sie auf keinen Fall. Wer mit diesen unheimlichen Dingen nicht laufend zu tun hat, kann einfach nicht anders handeln. Das müssen Sie schon begreifen. Mir würde es nicht anders ergehen.«

»Wahrscheinlich.«

»So – und jetzt packen Sie Ihre Sachen zusammen, dann können wir fahren.«

»Ist gut.«

Anne Geron verschwand durch eine schmale Tür und ließ mich allein zurück. Ich dachte über Pierre Rodins Besuch nach. Okay, sie mochte den jungen Mann, aber ich hatte ihr nicht ganz die Wahrheit gesagt. So lässig er sich auch gab, zugleich Besorgnis zeigte, ich an seiner Stelle hätte nicht so gehandelt und meine Freundin zu einem Arzt in Behandlung geschickt. Andererseits war Rodin ein normaler Mensch mit einem normalen Beruf. Mein Beruf war es nicht.

Sie kehrte wieder zurück. Rechts trug sie eine Reisetasche mit bunten Aufklebern darauf.

»Ist das alles«, fragte ich.

»Ja, ich möchte nichts mehr mitnehmen. Aufräumen kann ich später noch, falls es das für mich gibt.«

Ich lachte sie an. »Weshalb sollte es das für Sie nicht geben, Anne?«

»Keine Ahnung, John, aber haben Sie schon einmal Momente erlebt, wo Sie sich auf den Tod vorbereiten?«

»Ja, das habe ich.«

Mit dieser Antwort hatte sie nicht gerechnet und staunte mich aus großen Augen an. »Wie… wie haben Sie denn reagiert?«

»Ich kämpfte dagegen an.«

»Das kann ich nicht.«

Ich lächelte ihr zu. »Vielleicht nicht als Einzelperson. Gemeinsam werden wir es schaffen.«

»Das kann ich nur hoffen.«

Wir verließen die Wohnung, und Anne schloß die Tür zweimal ab.

Dann strich sie durch ihr langes Haar und fragte: »Ob ich dieses kleine Reich noch einmal wiedersehe?«

»Bestimmt.«

Wir verließen das Haus und gingen dorthin, wo ich meinen Wagen abgestellt hatte.
Den Weg nach Alet-les-Bains kannte ich und hoffte, den kleinen Ort noch vor dem Dunkelwerken zu erreichen.

***

Der Raum war karg möbliert, aber das störte den blinden Abbé nicht, der auf seinem Lieblingsplatz saß, vor dem großen Tisch, und die Unterarme auf die Platte gelegt hatte.
Der Mann trug eine dunkle Brille und hatte die Hände leicht gekrümmt. Beide Flächen umfaßten einen bestimmten Gegenstand, der für ihn, den Blinden ungemein wichtig war.
Der Würfel des Heils!
Es war ein magischer Gegenstand, ein violettfarbener Würfel, in dem eine starke Magie steckt, die es dem Blinden ermöglichte, zu sehen. Allerdings nicht so, wie die Menschen sahen. Der Abbé erkannte die metaphysischen Vorgänge, er schaute mit Hilfe des Würfels hinter die Dinge und nahm Strömungen auf wie ein Seismograph die Erdbebenwellen.
In der letzten Zeit war es etwas ruhiger um ihn und die Gruppe der Templer geworden, aber das würde sich ändern, wie der Abbé wußte.
Bloch hatte es einfach gespürt. Der Würfel war sein Leiter gewesen. Er hatte die fremden, gefährlichen Strömungen aufgenommen, wußte, daß etwas auf ihn zukam, und hatte fast einen Beweis bekommen, als man ihm erklärte, wer unterwegs war.
John Sinclair!
Der Geisterjäger gehörte neben den Templer. Getreu zu seinen echten Freunden. Er hatte dem Abbé auch den Würfel überlassen, von dem es noch ein Gegenstück gab, den Würfel des Unheils, der sich allerdings im Besitz des Spuks, eines mächtigen Dämons befand.
Den Grund für Johns Reise kannte er nicht. Der Geisterjäger hatte ihm wohl bewußt nichts gesagt, doch Bloch konnte sich vorstellen, daß es mit den fremden Strömungen zusammenhing, die er durch den Würfel wahrgenommen hatte.
Was es genau war, wußte er auch nicht, aber es näherte sich Unheil, er ›sah‹ es wie eine Wolke.
Abbé Bloch wurde es schwer ums Herz. Ab und zu drang ein schweres Seufzen über seine Lippen, dann starrte er durch die dunklen Brillengläser, ohne etwas sehen zu können. Aber ihm fielen auch die Schritte auf, die sich seiner Zimmertür näherten, für einen Moment stoppten, dann vernahm er das sachte Klopfen.
»Bitte?«
Die Tür öffnete sich. Ein leises Quietschen erklang, für normale Ohren kaum wahrnehmbar.

»Ich bin es, Abbé.«
»Bitte, tritt näher, Bruder Jorge.« Er lauschte den Schritten nach und bekam auch mit, wie ein Stuhl gerückt wurde. Dann saß Jorge dicht bei ihm am Tisch.
»Du kommst nicht ohne Grund – oder?«
»Das stimmt, Abbé.«
»Was ist passiert?«
Jorge räusperte sich. »Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber in der Kathedrale der Angst muß etwas vor sich gegangen sein. Keiner von uns war da, wir haben es nur gesehen.«
»Sprich bitte nicht in Rätseln. Was habt ihr gesehen?«
»Den Schein, den hellen Schein, der über den Felsen stand. Als wäre das silberne Skelett Hectors aufgestanden und hätte geleuchtet. Mehr kann ich dir nicht sagen…«
»Es reicht schon.«
»Dann weißt du auch, was wir tun sollen?«
Der Abbé senkte den Kopf, schaute auf den Würfel, ohne ihn zu sehen und gab eine sehr weise Antwort. »Ich möchte dich einfach bitten, dich zurückzuhalten. Tue gar nichts, warte ab.«
»Aber wenn…«
»Es wird etwas passieren, Jorge, da bin ich mir sicher. Es kann viel passieren, nicht umsonst hat sich unser Freund John Sinclair auf den Weg gemacht. Es ist bestimmt nicht nur ein Besuch aus reiner Freundschaft, auch wenn dieses Gefühl mitspielt. Nein, der gute John wird einen Grund gehabt haben, und dieser Grund, da brauche ich kein Prophet zu sein, hängt sicherlich mit dem Ankommen des Geisterjägers zusammen. Es braut sich etwas zusammen, ich sehe die gewaltige Wolke und sehe sie trotzdem nicht, wenn du mich verstehst.«
»Nein, Abbé.«
»Also gut, dann sage ich es dir im Klartext. Ich möchte nicht, daß sich einer von euch in Gefahr begibt. Und zwar in eine Gefahr, die keiner von uns kennt.«
»Können Sie denn nicht aus dem Würfel lesen?«
Der Abbé gestattete sich ein mildes Lächeln. »Nein, mein junger Freund, das kann ich nicht. Ich kann spüren, ich kann es fühlen, aber ich kann leider nicht konkret werden. Das ist nun mal so, und daran führt kein Weg vorbei.«
»Dann werde ich zu den anderen gehen und sie beruhigen.«
Bloch nickte. »Es ist wirklich das beste, das du machen kannst, Jorge.«
Der junge Templer wußte, daß es Zeit war, zu gehen. Deshalb erhob er sich und verließ nach einem Abschiedsgruß mit leisen Schritten den Raum.

Der Abbé aber stand auf. Er wußte, wie er zu gehen hatte, um das Fenster zu erreichen. Dort stellte er sich hin und schaute, obgleich er nichts sehen konnte, durch die Scheibe. Er mußte ganz einfach das Gefühl haben, nach draußen blicken zu können.

Die Bedrückung blieb, die Wolke war da, und sie würde auch nicht verschwinden. Er fragte sich, was der Geisterjäger John Sinclair ihnen allen bringen würde?

Immer dann, wenn er gekommen war, hatten sich gewisse Dinge verändert. So sah es auch jetzt aus, denn nicht grundlos hatte das silberne Skelett derart auffällig reagiert…

***

Der nächst größere Ort, den wir über die gut ausgebaute Autobahn A61 erreichten, hieß Carcassonne. Zwar führte die Autobahn von dort weiter bis Narbonne und fast bis an die Küste, wir aber mußten sie verlassen und in Richtung Süden fahren, praktisch den Pyrenäen entgegen, die von Alet-les-Bains bei klarem Wetter gut zu sehen waren. Wie ein Wall lagen die Pyrenäen zwischen Frankreich und Spanien.

Meine Beifahrerin wunderte sich einige Male darüber, daß ich sie nicht nach dem Weg fragte. Auf diese Fragen ihrerseits konnte ich nur lachen.

»Wissen Sie, Anne, wenn jemand die Strecke schon so oft gefahren ist wie ich, der kennt sich eben aus, falls er nicht vollblind ist.«

»Was haben Sie denn hier gesucht?«

»Freunde besucht.«

»Die – Templer?«

»So ist es.«

Sie schwieg für eine Weile, bevor sie mich bat, mehr über die Gruppe zu berichten.

Das tat ich gern, denn ich wußte, daß die Templer leider ein schlechtes Image besaßen, teilweise zu recht, denn einige von ihnen waren den falschen Weg gegangen, der sie zu Baphomet führte. Die meisten Männer dieser Vereinigung aber dachten anders und gingen den Weg des Guten, wobei sie in mir einen großen Unterstützer gefunden hatten.

Anne Geron war überrascht, als sie hörte, wer und was die Templer gewesen waren. Durch mich hatte sie Informationen bekommen, die ihr ein Historiker nicht geben konnte, besonders was die Details anging. Ich hatte auch von dem blinden Abbé Bloch gesprochen und ebenfalls davon, welch ein Vertrauen ich diesem Mann entgegenbrachte und welch einen Mut er selbst aufbringen mußte, um gegen die abtrünnigen Templer, die mächtige Baphomet-Clique anzukommen.

»Haben Sie eigentlich nie Angst, daß Sie den Kampf verlieren könnten, John?«
»Doch, sehr oft.«
»Aber Sie machen weiter – oder?«
»Ja.«
Ich bekam mit, wie sie mich von der Seite her anschaute. Ich selbst konnte ihr keinen Blick gönnen, da ich mich auf die Fahrbahn konzentrieren mußte.
»Ihnen liegt doch etwas auf dem Herzen, Anne. Bitte, stellen Sie die Frage.«
»Sie ist etwas indiskret.«
»Das macht nichts. Wir kennen uns mittlerweile so gut, da kommt es darauf nicht an.«
»Bon. Was sind Sie von Beruf, John?«
Da hatte sie mich gepackt. Als Antwort lachte ich, worauf sie zusammenzuckte. »Habe ich etwas Falsches gesagt?«
»Nein, das nicht.«
»Aber…?«
Vor uns erschien eine Kurve. Aus ihr kam uns ein Wagen entgegen, ein LKW, hochbeladen mit zahlreichen Kisten. Es wurde sehr eng, ich mußte mich auf die Fahrbahn konzentrieren und konnte mir eine Antwort zunächst sparen. Nachdem wir wieder freie Bahn hatten, sagte ich: »Raten Sie mal meinen Beruf.«
»Das ist nicht einfach. Wenn Sie einen Beruf haben, ist der zumindest sehr ausgefallen. Ich könnte mir vorstellen, daß sie jemand sind, der Dämonen jagt.«
»Auch.«
»Dann haben Sie mehrere Berufe?«
»Eigentlich nur einen. Ich bin Polizist. Ganz einfach Polizist in London, bei Scotland Yard.«
»Tatsächlich?« hauchte Anne.
Mein Nicken fiel heftig aus. »Sagen Sie bloß nicht, daß Sie enttäuscht sind.«
»Ein wenig schon«, gab sie zu. »Nun ja, Polizisten, die muß es auch geben, nicht wahr?«
»Stimmt.«
Anne Geron lachte auf. Zum erstenmal hörte ich ihr echtes Lachen.
Es klang ausgesprochen fröhlich, wahrscheinlich amüsierte sie sich noch immer über meinen Beruf.
»Was haben Sie denn?« fragte ich.
»Ach, eigentlich nichts Besonderes. Es ist nur so komisch, wissen Sie? Ich habe Sie wirklich für alles gehalten, aber nicht für einen Polizisten. Sie sind mir eher vorgekommen wie ein Geheimagent.«
Anne winkte ab. »Das ist auch nicht richtig ausgedrückt. Jedenfalls

weiß ich nicht so recht Bescheid.«

»Sie können mich auch nicht als einen normalen Polizisten ansehen. Ich habe mich darauf spezialisiert, Geister zu jagen, wobei Sie den Begriff Geister nicht zu wörtlich nehmen sollten. Es gibt da ein gewisses Umfeld, das sich aus zahlreichen Dämonenarten zusammensetzt, und mir sind tatsächlich schon die unglaublichsten Dinge passiert.«

»Sie beschäftigen sich nicht nur mit den Templern und deren Geheimnissen?«

»Nein, nein, auch andere.« Da Anne nicht nach Details fragte, ging ich darauf nicht ein.

Wir waren bisher gut vorangekommen, aber die Tage im Dezember sind kurz. Die Sonne hatte sich ziemlich weit zurückgezogen und auch eine tiefere, rote Farbe bekommen.

Sie bestrich die Berge und Hänge im Süden mit ihren scharfen Glanz und ließ auch den frisch gefallenen Schnee leicht golden leuchten.

Für mich war es eine weite, ruhige Landschaft, in der die Hektik nicht vorkam. Viele Orte gab es in diesem Teil des Landes nicht, und wenn, dann versteckten sie sich in den weiten Tälern oder hatten sich an flachen Hängen ausgebreitet.

»Wenn Sie so große Erfahrungen haben, können Sie mir trotzdem nicht sagen, wieso es kommt, daß ausgerechnet ich auf der alten Ikone abgebildet bin?«

»Nein, aber manchmal denke ich, daß es mit ihrer Vergangenheit zusammenhängt.«

Da winkte die Lehrerin ab. »Tut mir leid, John, aber ich muß Sie enttäuschen. Meine Vergangenheit sieht ganz anders aus, die ist völlig normal, wissen Sie?«

»Ja und nein…«

Sie gab mir einen kurzen Lebenslauf und erklärte, wie sie aufgewachsen war. Allerdings hatte sie sich als Kind schon mehr zu den musischen Fächern hingezogen gefühlt. »Und dies ist schließlich kein Grund, so etwas zu erleben.«

»Da haben Sie sicherlich recht, Anne. Doch ich denke da noch etwas weiter, tiefer und in Ihre Vergangenheit hinein. Jeder Mensch hat Vorfahren, auch Sie…«

»Moment mal. Meinen Sie etwa, daß es damit etwas zu tun hat? Daß wir so tief…«

»Das kann sein.«

»Ich habe nie Ahnenforschung betrieben.«

»Das ist auch eine langwierige Sache. Aber haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, ob Sie eventuell wiedergeboren sein könnten. Reinkarnation…«

Anne war dermaßen überrascht, daß sie zischend einatmete. »Da

kommen wir an einen gefährlichen Punkt, John. Das ist sehr riskant, davon zu sprechen.«

»Sie stehen dem Phänomen negativ gegenüber?«

»Ja, ich habe sogar Angst davor.«

»Gibt es da Gründe?«

»Instinktive, bitte sehr. Ich wehre mich tatsächlich rein instinktiv dagegen.«

»Obwohl es durchaus sein könnte, daß Sie eine Wiedergeburt erlebt haben.«

»John, hören Sie auf, das bekomme ich sonst nicht mehr in die Reihe. Es ist irgendwo furchtbar.«

»Dann haben Sie schon darüber nachgedacht.« Ich tastete mich vorsichtig dem eigentlichen Ziel entgegen, weil ich Anne nicht zu sehr erschrecken wollte.

»Können denn meine Visionen etwas mit der Wiedergeburt zu tun haben?«

»Das liegt durchaus im Bereich des Möglichen. Überlegen Sie mal, es sind doch gewisse fremde Kräfte, die versucht haben, die Kontrolle über Sie zu bekommen. Man hat Sie zum Bahnhof geschickt. Wer hat es getan? Ihr eigenes Ich?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Ich nehme sogar an, daß es der Geist der Person gewesen ist, die Sie einmal waren.«

»John…« Sie stöhnte plötzlich auf und preßte ihre Hände vor das Gesicht.

»Sorry, aber ich muß weiterreden.«

»Ja«, sagte sie, »tun Sie es. Ich weiß ja, worauf Sie hinauswollen. Bitte, reden Sie!«

»Ich gehe davon aus, daß Sie auch die Frau waren, die wir beide auf der Ikone gesehen haben.«

Nach dieser Feststellung hörte ich zunächst nichts. Nur den Motor und das Abrollgeräusch der Winterreifen. Anne saß stumm neben mir, ihr Gesicht gegen die Frontscheibe gerichtet. Die Züge darin wirkten wie gemalt.

»Nun?«

»Ich wußte, daß es darauf hinausläuft, John. Ich wußte es. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Sie gehen davon aus, daß ich schon einmal gelebt habe.«

»Ja.«

»Wann denn?«

»Wahrscheinlich zu der Zeit, als der Künstler die Ikone herstellte. Im Mittelalter.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich dachte schon, Sie hätten das Alte Testament erwähnt.«

»Nein, nein, so weit will ich nicht gehen. Meiner Ansicht nach müssen Sie schon einmal gelebt haben. Weshalb der Künstler gerade Sie als Motiv erwählte, weiß ich nicht. Vielleicht bekommen wir es irgendwann einmal heraus.«

»Ja, ganz sicher, aber was ist mit der Gestalt, die versucht hat, mich zu töten?«

»Sie kann ich noch nicht einordnen.«

»Ist sie auch eine Vision?« fragte Anne. »Oder gibt es sie tatsächlich? Ich habe mir den Kopf darüber zerbrochen, ohne allerdings zu einem Ergebnis gekommen zu sein.«

»Da Sie, Anne, die Gestalt bisher nur gesehen haben, ist es für andere Personen schwer, Ihnen zu glauben.«

Sie überlegte kurz und fragte dann mit leiser Stimme: »Glauben Sie mir auch nicht, John?«

»Ich glaube Ihnen, nur müßten Sie auch mir den konkreten Beweis bringen, damit wir die Gestalt bekämpfen können.«

»Wie kann man eine Vision bekämpfen?«

»Indem man sie materialisiert.«

»Pardon, John, aber das ist mir zu hoch. Ich kann doch keine Alptraumgestalt, die möglicherweise durch meine angegriffene Psyche entstanden ist, materialisieren. Das ist nicht möglich, das schafft keiner, auch Sie nicht.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher, Anne. Es gibt bestimmt Möglichkeiten, glauben Sie mir.«

»Welche denn?«

»Man muß Magie bekämpfen. Eigentlich gibt es keine schwarze und auch keine weiße Magie, wenn man es genau nimmt. Viele Menschen haben sich daran versucht, und sie haben die Magie geteilt. Wenn sie zum Bösen hin eingesetzt wird, können wir von einer schwarzen Magie sprechen. Wird sie als positiv angesehen, also zum Zwecke des Guten angesetzt, so können wir durchaus von weißer Magie sprechen. So unterscheidet man.«

»Damit habe ich mich nie beschäftigt.«

»Das kann ich mir denken. Die meisten Menschen lassen die Finger davon, was ja auch richtig ist, aber ich wollte Ihnen nur den Unterschied klarmachen.«

»Dann sind meine Visionen wohl schwarzmagische Vorgänge, wenn ich Sie recht verstanden habe.«

»So ist es.«

Anne preßte ihre Fingerkuppen gegen die Stirn. »Das ist nicht einfach zu begreifen, John. Ich bin da in eine Sache hineingeraten, die mir über den Kopf wächst. Eigentlich warte ich sekündlich darauf, daß sich die furchtbaren Visionen wiederholen. Es ist doch nur eine Frage der Zeit, oder?«

»Kann sein.«
»Sie wollen zu den Templern. Meinen Sie denn, daß die Männer mir helfen können, daß sie es schaffen, die Magie zurückzudrängen?«
»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Anne. Für mich ist erst einmal wichtig, herauszufinden, woher die Ikone stammen könnte. Was die eigene Geschichte angeht, da können wir uns schon auf das Wissen der Templer verlassen, glauben Sie mir.«
Sie lächelte etwas verloren. »Wissen Sie, worauf ich gespannt bin? Wie die Templer mich aufnehmen. Es ist doch eine reine Männergesellschaft, oder sind auch Frauen dabei?«
»Nein, keine Frauen.«
»Das paßte aber nicht mehr in die heutige Zeit, finde ich. Die Frauen sollten ebenfalls…«
»Moment mal, Anne. Sie vergessen, daß die Templer ein reiner Orden sind. Man kann sie mit den Franziskanern, den Benediktinern vergleichen, das sind auch reine Männerorden. Soviel mir bekannt ist, gibt es keine gemischten.«
»Das wüßte ich auch nicht. Ich habe nur über die mittelalterlichen Auswüchse der Orden beiderlei Geschlechts gelesen.«
»Natürlich, das ist vorgekommen, nur steht das in unserem Fall nicht zur Debatte.«
Sie legte mir eine Hand auf den Arm. »Ach, John«, murmelte sie beinahe schon seufzend. »Wenn ich über alles nachdenken sollte, würde ich durchdrehen, glaube ich.«
Ich wollte Anne nicht weiter mit dem Thema belasten und brachte es nicht mehr an.
Während unserer Unterhaltung hatte ich zügig fahren können und bereits den Umkreis der kleinen Stadt Alet-les-Bains erreicht. Die Straße führte über die Höhe. Um in den Ort zu gelangen, mußten wir in ein kleines, schüsselartiges Tal fahren, das noch sichtbar vor uns lag, weil das letzte Tageslicht sich hielt und der Himmel so gut wie keine Wolken aufwies.
Als ich an einer bestimmten Stelle anhielt, wunderte sich die Lehrerin. »Wir sind doch nicht da, John?«
»Nein, aber ich möchte Ihnen etwas zeigen.«
»Muß ich aussteigen?«
»Ich bitte darum.«
Sie verließ gemeinsam mit mir den Wagen. Hier traf uns ungeschützt der kalte Winterwind, deshalb streifte Anne rasch ihren Mantel über. Der Blick ihrer Augen folgte meiner ausgestreckten Hand, die über die Schüssel hinwegwies, bis hin zu den fernen, aber noch gut sichtbaren Felsen, die dort begannen, wo der schräge Hang endete. Im Tal sahen wir die Häuser von Alet-les-Bains, sie duckten sich wie eine Herde ängstlicher Schafe.

»Ich war noch nie hier«, gab Anne zu, »und muß mir eingestehen, daß es eine wilde und gleichzeitig romantische Landschaft ist.«

»Da haben Sie recht. Sehen Sie sich nur die hohen Felsen an. Sie stehen dort wie eine Wand, so jedenfalls sieht es von hier aus. Aber das ist nicht richtig. Die Felsen, so dicht sie auch sind, besitzen einen Durchschlupf, einen schmalen Pfad, der tief in sie hineinführt und in der Kathedrale der Angst endet, wie sie einmal genannt worden war.«

»Das habe ich auch noch nie gehört.«

»Sie ist wichtig. In ihr liegt das silberne Skelett Hector de Valois' begraben. Ich, Anne, habe einmal als Hector de Valois gelebt, das wollte ich Ihnen sagen.«

»Sie… Sie auch? Sie sind wiedergeboren?«

»Und nicht nur einmal.«

Sie mußte einen Moment überlegen. »Wenn mir das ein anderer erzählt hätte, ich hätte ihn ausgelacht, John. Aber Ihnen glaube ich seltsamerweise. Ja, ich glaube Ihnen.«

»Das freut mich.«

»Wenn Sie von einem silbernen Skelett sprechen, dann müssen Sie Ihren Vorfahren schon gesehen haben.«

»Das stimmt.«

»Was war das für ein Gefühl?«

»Eine Mischung aus Schrecken und Angst. Eigentlich ein schreckliches Gefühl, aber ich habe mich damit auseinandergesetzt und mich letztendlich daran gewöhnt.«

»Soll das auch für meine Visionen gelten?«

»Nicht unbedingt. Ich wollte Ihnen nur Mut machen und…«

»Da blitzt etwas.«

Dieser eine Satz hatte mich nicht weitersprechen lassen. In der Tat fuhr ein Blitz genau dort über den Himmel, wo er wie ein hell- und dunkelgraues Tuch über den Felsen lag, als wäre er von kräftigen Händen gespannt worden.

Anne Geron hatte die Augenbrauen zusammengezogen. Sie starrte besonders scharf auf die zuckenden Lichtspeere und faßte schließlich gegen ihre Stirn, wobei sie einen Schritt zurückging. Die Geste und die Bewegung wirkten etwas theatralisch, aber ich sah es nicht so.

»Was haben Sie?« fragte ich. »Bitte, Sie müssen reden, Anne!«

»Ich… ich weiß es nicht!« keuchte sie. »Es ist nicht einfach. Ich … ich glaube, daß es passiert.«

»Was?«

Sie ging zurück, um sich an den Wagen lehnen zu können. Blutleer wirkte ihr Gesicht. Im letzten Tageslicht sahen wir sowieso aus wie Gespenster.

»Die Vision!«

Sie gab mir keine Antwort. Da hätte ich auch gegen eine Wand

sprechen können.

Ich wußte zwar, wie ich ihr möglicherweise helfen konnte, hielt mich bewußt noch zurück, nicht um sie zu quälen, sondern um auch einen Erfolg erreichen zu können.

Anne bekam nicht mit, wie ich die Kette mit dem Kreuz über meinen Kopf streifte. Sie hatte sich gedreht und stand am Wagen wie ein Gangster, der von einem Polizisten durchsucht werden sollte.

Breitbeinig, die Hände aufgestützt, leicht vorgebeugt. Dabei holte sie tief Atem und sprach Worte, die ich nicht verstand.

Dicht hinter ihr blieb ich stehen. So gut wie möglich, suchte ich die Umgebung ab, da ich auch davon ausging, daß sie die Vision möglicherweise materialisierte, um sie bekämpfen zu können.

Sie atmete pumpend. Als ich meine Hand gegen ihren Rücken legte, spürte ich trotz des dicken Mantelstoffes, daß sie zitterte. Etwas drang gegen sie, etwas wollte von ihr Besitz ergreifen, und aus ihrem Mund fuhren röchelnde Laute.

»Was sehen Sie, Anne?«

Sie richtete sich so heftig auf, daß sie nach hinten gefallen wäre.

Meine Hand war schneller, ich stützte sie ab.

Anne hatte den Kopf zurückgedrückt. Ihr blasses Gesicht war dem Himmel zugewandt, die Augen standen offen, ohne daß sie sich bewegten, und sie begann zu flüstern.

»Blut… es ist überall Blut, John. Ich sehe es, ich kann es fühlen, ich schmecke es. Es ist mein Blut, wenn du mich verstehst. Ich muß es vergießen, ja, es muß durch mich vergossen werden. Ich bin die Strafe, ich bin das Böse …« Die letzten Worte würgte sie förmlich mit einer schon rauh klingenden Männerstimme hervor. Dann drehte sie sich so heftig, daß sie mir fast aus dem Griff gerutscht wäre.

Beide schauten wir uns an.

Ihr Blick nahm mich gar nicht wahr. Aber in ihr mußte Fürchterliches vorgehen. Anne erlebte eine seelische Folter, eine furchtbare Qual, der sie nicht entrinnen konnte.

»Ich muß es büßen…«

»Sehen Sie ihn, den Gesichtslosen, Anne?«

»Nein, nein… nur eben das Blut. Es hüllt mich ein wie ein Vorhang. Ich muß mit meinem Blut büßen. Da … da!« Ruckartig hob sie die Arme an und drehte die Hände, damit die Flächen nach außen zeigten.

Ich starrte darauf und sah tatsächlich das Blut. Wie dicke Farbe strömte es nun aus den beiden Wunden in ihren Handflächen…

***

Es war furchtbar. Für Anne Geron natürlich schlimmer als für mich.

Aber ich wußte auch, daß ich so schnell wie möglich etwas

unternehmen mußte. Wenn das Blut weiterhin aus ihren Handflächen strömte, dann würde sie verbluten.

Wie sie dastand, erinnerte sie mich an eine Heilige. Ihre Augen glichen Laternen, in denen allmählich das Licht verlosch. Ich hörte sie atmen und schluchzen zugleich, die Lippen bebten, die Wangen zuckten, dann griff ich ein.

Ich faßte die Arme an beiden Handgelenken und brachte die Flächen zusammen.

Dazwischen steckte ich blitzschnell das Kreuz.

Kein Zischen erklang, nicht einmal ein Schrei war zu hören. Wenn Anne Geron litt, dann geschah dies lautlos. Sie bewegte sich erst, als ich ihre Hände wieder auseinanderbrachte und das Kreuz auffing, an dem kein Tropfen Blut klebte.

So frei wie mein Kreuz waren auch ihre Handflächen. Nicht einmal ein winziger Rest war zu sehen.

Sie senkte den Kopf, fiel mir entgegen, ich hielt sie fest und sprach beruhigend auf sie ein.

»Was soll ich denn noch machen?« fragte sie mit einer kindlich wirkenden Stimme. »Ich kann nichts dagegen tun. Es ist alles so furchtbar. Es kommt einfach über mich.«

»Bitte, Anne«, flüsterte ich, »bitte, sei ruhig. Ich bitte dich, denke nicht daran.«

Es dauerte eine Weile, bis sie es überstanden hatte. Mittlerweile hatte die Dunkelheit Einzug gehalten. Der kalte Wind wehte scharf über die Höhen und biß in unsere Gesichter.

»Können wir fahren?« fragte ich, Anne Geron nickte und meinte, während wir einstiegen: »Was wird denn noch alles geschehen?«

»Ich weiß es nicht, aber ich hoffe, daß wir es schaffen können, das Grauen zu überwinden.«

»Ja, mit deiner Hilfe.« Sie war zum Du übergegangen, umarmte mich plötzlich und sagte leise: »Bitte, halte mich fest, John, es ist sonst zu schlimm.«

Ich streichelte sie. Meine Gedanken glitten zurück in die Vergangenheit, als ich ebenfalls mit einer Frau hiergewesen war, die mich als Totenbraut hatte heiraten wollen.

»Ich habe nicht einmal Schmerzen gespürt, aber ich sah das Blut aus den Wunden strömen.«

»Stimmt, es war dein Blut.«

»Und jetzt ist nichts mehr zu sehen. Wer hat es fort gewischt, John – wer?«

»Ich kann dir die Antwort nicht geben. Hast du denn den Mann mit dem Messer gesehen?«

»Nein, nur gespürt.«

»Wie gespürt?«

»Er ist in der Nähe. Er ist das Böse, er beobachtet alles, John. Ich kann ihm nicht entrinnen.«

»Vielleicht wirst du irgendwann den Schrecken deiner Visionen überwinden können, aber jetzt sollten wir nicht mehr länger warten und losfahren.«

»Gern.«

Es tat gut, in die Wärme des Wagens einzutauchen. Sie umhüllte uns wie ein wohliger Mantel. Die Kälte und der Schrecken schienen so weit entfernt zu sein, obwohl ich mich davon nicht täuschen lassen wollte. Er konnte zurückkehren und blitzschnell zuschlagen.

Ich jedenfalls hoffte, daß die Visionen der Frau doch einmal Gestalt annehmen, damit ich in der Lage war, sie zu zerstören. Und ich dachte dabei auch an meine Templer-Freunde. Daß sie mir zur Seite stehen würden, daran gab es keinen Zweifel.

Und noch einen unschätzbaren Vorteil besaßen die Templer. Den Würfel des Heils.

Wenn es jemand schaffen konnte, dann er. Auf ihn und auf den Abbé Bloch baute ich.

Mit diesem Gedanken rollten wir der kleinen Stadt Alet-les-Bains entgegen…

***

Er umarmte mich wie einen Freund, den er lange nicht gesehen hatte. Auch ich faßte den Abbé sehr eng und spürte, wie sich sein Rücken bewegte. »Ich freue mich, John, daß du noch lebst. Ich freue mich so, auch wenn die Zeiten nicht so gut sind, denn es braut sich etwas zusammen, wie ich durch den Würfel sah.«

Er sagte bewußt *sah*, denn er wollte seine Blindheit nicht zur Kenntnis nehmen.

Die anderen Templer umstanden uns. Viele von ihnen kannte ich und begrüßte jeden einzelnen mit Handschlag.

Anne Geron hielt sich im Hintergrund auf. Sie wirkte wie jemand, der sich überflüssig vorkam. Deshalb ging ich zu ihr und legte meinen Arm um ihre Schultern. »Das ist Anne Geron«, stellte ich die Lehrerin vor. »Ich habe sie mitgebracht, weil es einen bestimmten Grund gibt. Er hängt mit dem zusammen, was ich euch noch geben wollte.«

Zwar hatte ich in Rätseln gesprochen, doch es war niemand da, der mir eine Frage stellte. Man nahm es einfach hin, man kannte mich und wußte, daß ich zu den Menschen gehörte, die keine großen Worte machten und nichts grundlos taten.

Der Abbé räusperte sich. Es war für die anderen Templer wie ein Zeichen, sie blieben ruhig und standen fast wie Soldaten auf dem Fleck. Wir alle schauten zu, wie der Abbé seine Brille etwas höher schob und dabei die Stirn in Falten legte.

Etwas hatte er.
Ich wollte ihm eine Frage stellen, was er spürte, denn er winkte hastig ab und schüttelte den Kopf. Erst dann ging er vor. Seine Schritte waren zögernd, die Sohlen schleiften über den Steinboden, wobei sie Geräusche abgaben, als wäre ein Tier dabei, mit seinen Krallen über die Fläche zu kratzen.
Auf eine Person war Bloch fixiert – auf Anne Geron!
Keiner von uns wußte genau, weshalb er das tat, aber wir ließen ihn gewähren. Nur ich bewegte mich. Auf leisen Schritten ging ich in Annes Richtung.
Sie stand da und hatte genau gemerkt, daß nur sie gemeint war.
Ihre Augen blickten verstört, sie wolle mich ansprechen, was sie nicht schaffte, denn der langsam auf sie zukommende Abbé schien sie regelrecht zu hypnotisieren.
Zwischen uns lag eine dichte Spannung. Ich hatte sogar ein Feuchtwerden der Handflächen nicht vermeiden können. Mit jeder Sekunde wuchs meine Erwartungshaltung.
Anne bewegte unruhig ihren Kopf. Hilfesuchend schaute sie mich an. Ich nickte ihr beruhigend zu, aber sie blieb so nervös und stieß letztendlich die eine Frage aus.
»Was will der Mann von mir?«
Keiner gab ihr eine Antwort. Selbst der Abbé blieb stumm, nur ging er immer weiter.
»Bitte…«
Plötzlich blieb er stehen. So nahe an Anne, daß er sie mit der ausgestreckten Hand hätte greifen können, sprach, aber er meinte nicht sie, sondern mich.
»Wer ist diese Person, John?«
»Sie heißt Anne Geron.«
»Weshalb hast du sie mitgebracht?«
»Weil sie sehr wichtig ist.«
»Vielleicht, John, vielleicht. Aber sie ist auch gefährlich, hast du das nicht gespürt?«
»Nein, so sah ich sie nicht an. Sie ist für mich nicht gefährlich. Sie ist eben etwas Besonderes, finde ich.«
»In ihr steckt nicht nur Gutes. Diese Frau ist von einer gefährlichen Aura umgeben. Wenn du sie nicht spürst, John, ich merke es.«
»Abbé, sie war in der Lage, mein Kreuz anzufassen. Sie ist also nicht schlecht.«
»Das habe ich auch nicht so gesagt. Vielleicht ist das andere in ihr stärker, als man denkt. Ich sage dir, John, wir sollten vorsichtig sein. Sie ist der Falke zwischen den Tauben.«
Diesen Vergleich hätte ich nie gewagt, aber ich wollte zunächst nicht widersprechen, ging auf Anne zu und sagte: »Sie steht unter meinem

Schutz, ihr solltet sie wie einen Gast behandeln.«
Der Abbé ging zwei Schritte zurück. »Das werden wir auch, John. Es soll ihr an nichts fehlen.«
Anne drehte mir ihren Kopf zu. »Ich bin müde, John, ich bin sehr, sehr müde.«
»Möchtest du dich hinlegen?«
»Gern.«
Es war mir recht, denn Anne sollte nicht dabeisein, wenn ich mein Mitbringsel zeigte. Der Abbé wies einen der Templer an, ihr ein Gästezimmer in der oberen Etage des Hauses zu überlassen.
»Soll ich mitgehen, Anne?«
»Nein, du kannst bleiben, ich bitte dich. Aber schau mal nach mir, ob alles in Ordnung ist.«
»Das werde ich. Schlaf gut.«
»Danke.«
Der Templer trug ihren Koffer. Ich schaute den beiden so lange nach, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Dann wandte ich mich wieder an den Abbé. »So kenne ich dich nicht, Freund.«
»Ich habe mich auch gewundert, John, aber es kam über mich wie ein Blitzstrahl. Ich merkte plötzlich, daß sie nicht zu dir und auch nicht zu mir paßte. Sie ist anders, aber wir wollen nicht darüber sprechen. Es war gut von dir, uns an die Gastgeberpflichten zu erinnern. Komm, berichte mir, weshalb du die weite Reise auf dich genommen hast.«
»Weil ich dir etwas schenken will.«
»Und was ist so wichtig, daß du es uns geben willst?«
»Eine alte Ikone.«
»Oh.«
»Laß uns in deinen Raum gehen, Abbé. Dort kann ich dir alles berichten.«
Die anderen Templer gingen nicht mit. Sie wußten genau, wie sie sich zu verhalten hatten.
Ich kannte das große Zimmer des Abbé. Er bewegte sich hier im Haus wie ein Sehender, setzte sich auf seinen Platz an den Tisch und wartete ab, was geschah.
Der schmale Aktenkoffer lag schon auf der Platte. Ich öffnete ihn und holte die Ikone heraus. Sie fand ihren Platz vor dem Abbé, damit dieser sie berühren konnte.
Er hatte sie bereits an den Seiten berührt. Ich erklärte ihm, welches Motiv die Ikone zeigte, und der Abbé machte sich daran, sie zu ertasten. Er ging sehr sorgfältig vor; seine Fingerkuppen waren nicht mehr als ein Hauch, wenn sie über die wertvolle Intarsienarbeit hinwegglitten. Es war einfach erstaunlich zu sehen, welche Informationen der Abbé aufnehmen konnte, denn er erklärte mir das

Bild so genau, daß er sogar die Frauengestalt herausfand.
»Sie ist anders, sie steht auch weiter von den anderen entfernt!« flüsterte er.
»Das stimmt.«
»Woher hast du sie?«
»Ich werde dir jetzt eine lange Geschichte erzählen und es trotzdem kurz machen. Und ich möchte dich gleichzeitig um dein Schweigen bitten, denn es wissen nur sehr wenige Menschen dar über Bescheid.«
»Ich verspreche es und höre, John.«
Es dauerte einige Minuten, bis ich ihm von dem Templer-Schatz berichtet hatte. Der größte Teil des Gesichts blieb bei dem Abbé unbewegt, nur die Mundwinkel bewegten sich, ein Zeichen, wie sehr er unter der Spannung stand.
Als ich geendet hatte, da sagte er nichts. Der Mann mußte zunächst über die Worte nachdenken.
»Du hast ihn also gefunden?«
»Ja.«
»Dann gehört er dir, dem Sohn des Lichts.«
»Nein, Abbé, er gehört uns allen. Ich brachte die Ikone mit, damit ihr sie verkauft und zu Geld kommt…«
»Das ist aber schlimm.«
»Wie schlimm?«
»Böse!« flüsterte er. »Du hast mir von dem Motiv erzählt, das man als heilig bezeichnen sollte, aber es gibt darin die Schlange, und es ist die Frau, John.«
»Sehr richtig.«
»Hat sie etwas mit Anne Geron zu tun?«
Ich bewunderte den Scharfsinn des Blinden. Aber der Abbé war schon immer etwas Besonderes gewesen. Durch seine Blindheit waren die anderen Sinne noch verstärkt worden.
»Das hat sie. Du kannst sie nicht sehen, aber ihre Gesichter gleichen sich sehr.«
»Dann habe ich recht gehabt, als ich sie spürte.«
»Vielleicht.«
Das Thema Templer-Schatz interessierte ihn nicht, er kam auf Anne Geron zu sprechen und natürlich auf ihre Visionen. »So etwas kann ihr nur der Teufel geschickt haben oder der Geist, der es schaffte, dieses Ikonenmotiv zu manipulieren, John.«
»Das sehe ich auch so.«
Bloch zeigte auf mich. »Dann ist die Person, die das Bild regelrecht beschmutzt, nicht tot. Dann lebt sie in Anne weiter.«
»Reinkarnation, Abbé.«
»Ja, so muß es sein«, flüsterte er. »Aber wer war die Person auf dem Bild, und wer ist dieser unheilvolle Geist, den Anne in ihren Visionen

gesehen hat? Ich will dir etwas sagen, John. Auch wir haben ihn gespürt. Wir wußten nicht, wer und was es war, wir merkten nur etwas von der Bedrohung, die sich wie ein Tuch auf uns niedersenkte und alles umspannen wollte.«

»Ich kann dir darauf keine Antwort geben, Abbé, und habe nur gehofft, daß du mir helfen wirst. Ich habe die Ikone zufällig aus dem Schatz hervorgegriffen, nicht ahnend, daß sie doch etwas Besonderes war. Vielleicht hat dabei auch das Schicksal meine Hand geführt, wer kann das schon wissen? Aber ich ging davon aus, daß du mir eventuell helfen kannst. Du hast dich mit der Geschichte der Templer beschäftigt. Hast du je irgend etwas über diese Ikone oder das Bild in Erfahrung bringen können? Kennst du das Teil?«

Der Abbé nahm seine Brille ab. Er zeigte seine leeren Augen nicht gern, ich gehörte zu seinen Freunden, auf mich brauchte er keine Rücksicht zu nehmen. Iris und Pupillen waren nicht mehr vorhanden. Flüssiges Metall hatte sie damals weggebrannt, ohne daß die Ärzte dem Abbé später hatten helfen können. »Du verlangst sehr viel von mir, John, beinahe zu viel. Die Templer haben eine gewaltige Geschichte, ich kann nicht jede Einzelheit kennen. Mir sind nur die großen Zusammenhänge bekannt. Was damals nach der Auflösung tatsächlich alles weggeschafft wurde, kann ich dir beim besten Willen nicht sagen. Ich wüßte auch keinen Menschen, der darüber informiert ist.«

»Du kennst sie also nicht?«

»Nein.«

Ich nickte und schaute zu, wie Bloch die Brille wieder aufsetzte.

»Dann bleibt mir eigentlich nur die allerletzte Chance, wobei ich nicht überzeugt bin, daß es klappt.«

»Welche?«

»Ich möchte versuchen, die Visionen der Anne Geron greifbar zu machen, um sie so vernichten zu können. Ein Traumgebilde kann man nicht zerstören, es ist etwas Seelisches, aber man kann sehr wohl einen Gegenstand vernichten, der einen Körper besitzt. Ich muß die Bedrohung manifestieren.«

»Das wird es wohl sein.«

Ich senkte den Kopf. »Nur weiß ich leider nicht, wie ich dies schaffen soll, Abbé.«

Der ältere Mann lächelte. »Kann es sein, daß du mich um Rat und Hilfe fragen willst?«

»Das stimmt genau«, gab ich ebenso lächelnd zurück. »Vielleicht weißt du den Weg, denn dir habe ich den Würfel gegeben. Ich möchte, daß er uns hilft.«

Der Abbé dachte nach. Ich ließ ihm die Zeit. Für eine Weile waren nur unsere Atemzüge zu hören.

»Was hältst du davon?«

»John, ich weiß, daß wir oft außergewöhnliche Wege gehen müssen, um etwas erreichen zu können. Ich kann für nichts garantieren, aber ich will mich nicht widerspenstig zeigen. Es ist eine Möglichkeit. Geh, nimm den Würfel an dich.«

Ich stand auf, denn ich wußte, wo der Abbé ihn aufbewahrte. Im Regal gab es so etwas wie einen kleinen Schrank, der verschlossen war. Ich zog die linke Tür auf und sah den Würfel auf einer weißen Decke stehen. Um meine Lippen glitt ein etwas verlorenes Lächeln, als ich daran dachte, daß er mir einmal gehört hatte. Doch der Abbé konnte ihn besser gebrauchen. Dieser Würfel half ihm dabei, sein körperliches Gebrechen etwas auszugleichen.

Zwischen uns stellte ich ihn auf den Tisch. Das hatte der Abbé mitbekommen und nickte in meine Richtung. »Willst du es versuchen, soll ich es tun?«

»Dir gehört der Würfel, mein Freund.«

»Gut.«

Zielsicher umfaßte er den kantigen, tiefroten und leicht violett angehauchten Gegenstand. Zuerst ließ er seine Handflächen an den Seiten des Würfels, dann hob er ihn langsam an. Ich wunderte mich darüber, sagte aber nichts und konnte nur anerkennend nicken, als er ihn auf die Ikone stellte, und zwar dorthin, wo die Frauengestalt zu sehen war, die nun verdeckt wurde.

»Ist es richtig?« fragte er.

»Ich hätte es nicht anders gemacht, Abbé.«

»Ja, es ist unser einzige Chance.« Während seiner Antwort streichelte er die Seiten, als wollte er sie durch die Wärme seiner Haut ebenfalls anwärmen.

Was nun folgte, wußte ich.

Der Würfel würde seine Magie entfalten. Er würde sich auf die Gedanken des Menschen einstellen, diese intensivieren und tatsächlich so verdichten, daß sie sich in seinem Innern zu einem Bild zusammenformten. Es war nicht erklärbar, das gehörte in das Gebiet der Mystik, aber der Würfel hatte uns schon oft geholfen.

Ich überließ dem Abbé voll und ganz das Feld. Er sollte versuchen, die Lösung zu bringen. Wenn die Frau auf der Ikone überhaupt nicht in das Motiv hineinpaßte, würde es auch der Würfel merken.

Noch geschah nichts…

Die Zeit verging sehr langsam. Ich hatte den Eindruck, als würden die Sekunden träge dahinschleichen.

An der Spannung in seinem Gesicht las ich ab, wie konzentriert der Abbé vorging. Seine Lippen hoben sich kaum von der übrigen Hautfarbe ab, sie blieb blaß und bleich.

Plötzlich zuckte er zusammen. Mir lag die Frage auf der Zunge, ich

brauchte sie nicht zu stellen, weil Bloch von allein eine Erklärung gab.
»Es ist etwas geschehen, der Würfel hat reagiert. Er… er hat sogar abstoßend gehandelt. Er spürt, daß sich auf der Ikone etwas Böses befindet.«
»Hast du gedanklichen Kontakt bekommen?« wisperte ich.
»Ja, John Sinclair, ja. Die Frauenfigur ist nicht tot, obgleich sie nicht mehr lebt. Von ihr geht etwas Böses aus. Ich habe den Eindruck, als hätte sie damals, als die Ikone hergestellt wurde, zum Dunstkreis der Hölle gehört. Hexe!« keuchte er plötzlich. »Sie ist eine Hexe gewesen, die der Künstler aufgemalt hat, damit das heilige Motiv ihren Bann brechen konnte. Verstehst du das? Man hat hier magisch manipuliert und mit Wissen des Teufels, wie ich glaube.«
»Welche Rolle spielt er?«
»Eine hinterlistige, eine raffinierte!« stieß der Abbé hervor. »Er hat sich nicht geändert, denn er ist all die Jahrhunderte über gleichgeblieben. Das ist grausam und schlimm.«
»Und weiter?«
»Noch spüre ich es nur, ohne es sehen zu können, aber es wird sich ändern. Der Teufel hat dieses Bild nie aus dem Blick gelassen, John, er ist immer in der Nähe gewesen und wenn es nur im Geist dieser Hexe war. Meine Güte, jetzt gibt mir der Würfel die Antworten klar und deutlich. Der Geist dieser fremden Hexe irrte ruhelos umher, bis er einen Körper fand. Eben den Körper der Anne Geron. Er steckt in ihr.«
»Aber sie konnte das Kreuz berühren!« rief ich.
»Das stimmt, weil es der Geist des Bösen noch nicht geschafft hat. Sie ist in ihrem Innern zu gut, ihre Seele ist zu sauber. Der Satan hat es nicht geschafft, sie an sich zu reißen. Es ist ein Skandal für die Frau, sie hat ungeheuer zu leiden. In ihrem Innern finden schreckliche Kämpfe statt, und der fremde Geist hat es bisher nur geschafft, ihr die Visionen zu schicken. Der Mann mit dem Messer, der Mann aus dem Dunkel, das ist der Satan, John. Einen kleinen Plan hat er sich ausgedacht, aber auch er ist Teilstück des Ganzen.«
»Und was will er genau?«
»Ich kann es dir sagen. Die Frau. Er will sie so haben, wie damals die Hexe gewesen ist. Auch sie, die mir Unbekannte, besaß die langen, schwarzen Haare, sie sah ähnlich aus, und der Geist des Teufels schwebt in unserer unmittelbaren Nähe. Ich habe es gewußt, als ich die Blitze über der Kathedrale sah. Sie hat uns gewarnt, wir waren wachsam, aber wir haben nicht erfassen können, welche Gefahr uns drohte.«
»Nur uns?«
»Uns allen, John, Anne Geron eingeschlossen!«
Auf diesen Satz hatte ich gewartet. Ich schnellte so heftig hoch, daß der Stuhl umkippte. An der Tür rief ich dem Abbé noch eine Frage zu.

»Wo ist sie – wo?«

»Oben im Gästeraum…«

Ich stürmte in den halbdunklen Flur. Das Licht spiegelte sich auf dem Steinboden und ließ ihn aussehen wie dunkles Eis. Fast so schnell wie ein Schlittschuhläufer raste ich darüber hinweg und jagte mit gewaltigen Sätzen die Treppe hoch, an deren Ende ich einen querliegenden dunklen Gegenstand sah.

Einen toten Templer!

***

Er war da, er war in der letzten Zeit eigentlich immer da gewesen, denn er hatte gespürt, daß sich etwas ereignete und er eingreifen mußte, wenn es zu schlimm wurde.

Es war schlimm geworden…

Er wollte das Opfer haben, die Frau mußte ihm gehören. So schnell gab der Teufel keine Dienerin verloren, falls sie nicht durch das Kreuz vernichtet worden war.

Er würde sich die Frau holen!

Noch stand er außerhalb des Hauses und schmiegte sich in dessen tiefschwarzen Schatten.

Es würde nicht einfach für ihn sein, hineinzukommen, zudem wußte er nicht, ob die große Haustür verschlossen war.

Im Ort selbst hatte man ihn nicht gesehen. Wie ein Profidieb hatte er sich bewegt und jede dunkle Stelle ausgenutzt. So war er ungesehen an sein Ziel herangekommen.

Die Templer lebten in einem flachen, aber relativ langen Gebäude, mit zahlreichen Zimmern. Nicht hinter jedem Fenster brannte Licht.

Nur einige waren in den beiden Etagen erleuchtet, aber der Mann hatte einmal den Schatten einer Frau gesehen, der sich hinter dem hellen Viereck bewegte.

Jetzt wußte er, wo sie war.

Aus dem Haus hatte er keine Geräusche vernommen. Und er hatte auch nicht mehr den Begleiter der Frau gesehen.

An der breiten Haustür blieb er stehen. War sie nun abgeschlossen oder nicht?

Nein, sie war offen. Sehr langsam drückte er die schwere Klinke nach unten, wenn die Tür jetzt quietschte, mußte er seinen Plan ändern. Dann würde das Blutbad vielleicht größer werden…

Sie quietschte und knarrte nicht. Wie für ihn geschaffen, konnte er sie lautlos nach innen drücken.

Der Mann erreichte eine Halle, die leer war. Es brannte zwar Licht, das jedoch umging er und lief auf direktem Weg der Treppe entgegen, die nach oben führte.

Er konnte sich lautlos bewegen und huschte am Band der Stufen in

die Höhe.

Dunkel lag der Gang vor ihm. Er drückte sich gegen die Wand und dachte darüber nach, hinter welchem Fenster er den Umriß der Frau gesehen hatte.

Das vierte von rechts…

Wieder ging er weiter. Diesmal geduckt, ungemein angespannt – und wurde trotzdem überrascht.

Er hatte den Mann nicht gesehen, der sich ihm plötzlich in den Weg stellte. An der gegenüberliegenden Wand war er fest mit den Schatten verborgen gewesen. Urplötzlich trat er dem Eindringling in den Weg. Ein Wächter, der die Tür der Frau bewachen sollte.

Der Fremde blieb stehen. Auf einmal war er kalt bis ins Mark. Der Teufel selbst schien ihm diese eisige Ruhe eingegeben zu haben.

»Wo wollen Sie hin?« fragte der Templer.

»Zu ihr.«

»Sie sind fremd, wer sind Sie?« Er ging einen Schritt vor, und der Eindringling wich zurück.

»Ich… ich …«

»Wer?«

Da stieß der Mann zu. Er hatte die Waffe unter dem Mantel hervorgeholt. Die Klinge war spitz und sehr hell. Sie glich einem Kurzschwert.

Der Templer spürte das Brennen in seinem Körper. Er war wie der Wahnsinn. Seine Augen weiteten sich, als er fiel und abgefangen wurde. Noch bevor ihn der Eindringling zu Boden gleiten ließ und ihn quer hinlegte, war der Mann tot.

Der Eindringling lächelte kalt. Das Zimmer mit der Frau war nicht weit entfernt.

Er gab Anne Geron nur mehr Minuten, dann würden sich ihre schlimmen Visionen erfüllen…

***

Wohl war der Lehrerin nicht gewesen, als sie der Templer die Treppe hochführte und in den Gästeraum brachte, wobei er sich erkundigte, ob er noch etwas für sie tun könnte.

»Ich habe Durst.«

»Wein oder Wasser?«

»Beides?«

»Gern.« Leise schloß der Mann die Tür und ließ Anne Geron allein zurück.

Sie atmete tief durch, schaltete die kleine Stehleuchte auf dem Nachttisch neben dem Bett ein und begann mit ihrer Wanderung durch den Raum.

Am Fenster blieb sie für einen Moment stehen, schaute nach draußen

in die Nacht, sah nur wenige Lichter und kam sich auf einmal vor wie in einem Gefängnis. Sie konnte es den Templern nicht verdenken, daß ihr diese mit Mißtrauen begegnet waren. Sie hätte auch nicht viel anders gehandelt, aber sie vertraute gleichzeitig auf John Sinclair. Er würde seinen Freunden schon das Richtige erzählen.

Natürlich hatte sie Angst vor dem Alleinsein und noch mehr Furcht vor einer neuen Vision. Diese satanischen Vorstellungen hatten sich ständig gesteigert, wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, dann war es nur eine Frage der Zeit, bis sie wieder eintrafen und möglicherweise sogar real wurden.

Jemand klopfte, sie schrak zusammen und drückte sich gegen die Wand wie ein scheues Reh.

»Das Wasser und der Wein.«

»Ja bitte, kommen Sie.«

Der Templer trat in den Raum. Das Tablett mit den beiden Flüssigkeiten stellte er auf dem schlichten Holztisch ab und nickte Anne zu.

»Das wird Ihnen bestimmt guttun. Es ist sehr klares Quellwasser und ein nicht zu starker Wein.«

»Danke sehr.«

»Ich bleibe übrigens vor der Tür, Mademoiselle«, erklärte er.

»Sind Sie mein Wächter?«

»Ja.«

»Ich danke Ihnen.«

Der Templer verbeugte sich und verließ das Zimmer, während Anne tief durchatmete. Sie fühlte nach ihrem Herzschlag. Er schlug nicht normal, hatte sich gesteigert, auch ein Zeichen ihrer inneren Unruhe, die sie einfach nicht bekämpfen konnte, so sehr sie sich auch Mühe gab. Am Tisch sitzend mischte sie Wasser und Wein im Verhältnis eins zu eins und trank in langsamen Schlucken.

Dabei fiel ihr Blick auf das Bett. Sie war vorhin müde gewesen, das stimmte jetzt nicht mehr. Plötzlich fühlte sie sich aufgeputscht, beinahe schon überreizt. Anne kannte den Zustand. Wenn sie sich jetzt niederlegte, würde es ihr kaum gelingen, einzuschlafen. Eigentlich wollte sie das auch nicht, wenn sie an John Sinclair dachte, der eine Etage tiefer mit seinen Templer-Freunden zusammensaß.

Dieser Mann sah zwar völlig normal aus, er war trotzdem ein besonderer Mensch, was wohl an seiner Arbeit liegen mußte, denn wer jagte schon Dämonen und Geister?

Auch der Abbé hatte Eindruck auf sie gemacht. Trotz seiner Behinderung machte er weiter, gab er nicht auf, er hatte seine Aufgaben nur eben verteilt.

Und was oder wer war sie in diesem gefährlichen Dreieck?

Anne wußte es selbst nicht. Sie glaubte daran, daß sie ihre eigene

Identität verloren hatte. Sie war nicht mehr so wie früher, in ihrer Brust schienen zwei Seelen zu stecken.

Von Reinkarnation hatte John Sinclair gesprochen. Mittlerweile war es der Frau gelungen, sich mit diesem Gedanken anzufreunden.

Möglicherweise hatte sie schon einmal gelebt, und zwar als die Figur, die auf der Ikone zu sehen war.

Das Glas war leer, also machte sie sich daran, einen frischen Wein zu mischen.

Da geschah es!

Wie ein Überfall erwischte es sie. In ihrem Kopf schien etwas zu explodieren. Es hatte sie ein geistiger Hammerschlag getroffen, und ihr Körper schien unter Strom zu stehen.

Kam die nächste Vision?

Sie rechnete damit, aber sie schob den Gedanken wieder von sich weg, denn die Visionen hatten anders begonnen. Nein, das hier mußte zu neuen Dingen führen.

Sie wartete. Anne wußte nicht, was auf sie lauerte, ihr war nur klar, daß etwas passieren würde.

Nicht im Raum, von draußen her!

War da nicht ein Geräusch gewesen, hatte es dort nicht dumpf geklungen, als wäre ein Körper zu Boden gefallen.

Anne traute sich nicht nachzuschauen. Sie stand nur auf, weil sie sich auf dem Stuhl einfach zu beengt fühlte, und richtete ihren Blick gegen die Tür.

Da bewegte sich die Klinke.

Es war wie in einem Film, wo die Hauptdarstellerin plötzlich in Lebensgefahr schwebte.

Kein Laut entstand, als die Tür nach innen schwang und dabei fast die Wand erreichte.

Auf der Schwelle und durch das Dunkel des Ganges verhüllt, stand eine Gestalt, ein Mann.

Sie erkannte ihn nicht sofort, sah aber die hellen Streifen dicht unter dem Kopf.

Was konnte das sein?

Ein Schal, ein heller Schal!

Plötzlich fror sie. Das Blut verwandelte sich in Eis, sie sah ihn deutlicher, nicht nur den Schal, auch das Gesicht.

Er war – er, dem sie vertraut hatte, der soviel Fürsorge für sie gezeigt hatte.

»Pierre…!« gurgelte sie.

***

Er kam näher!

Nein, er schlenderte. Er gab sich lässig, siegessicher, und als er

genügend Distanz zurückgelegt hatte, drückte er die Tür wieder zu, und sie fiel leise ins Schloß.

»Du kennst mich noch?« fragte er spöttisch.

»Ja, aber…«

Er hob die Schultern. »Leider bist du den falschen Weg gegangen, meine Teure. Du hättest dich nicht dem gefährlichen Engländer anschließen sollen, sondern mir.«

»Und wieso?«

»Ich mußte dich holen, Anne. Denke an deine Visionen. Waren sie nicht außergewöhnlich?«

»Ja, ja.« schluchzte Anne, von einer plötzlichen Gefühlswallung überspült. »Sie waren einfach grauenhaft. Ich habe bald nicht mehr gekonnt, ich werde…«

»Wir wollen deine Seele, Anne.«

»Meine… meine – was?«

»Seele, genau. Deine Seele, die uns vor langer Zeit entgangen ist. Du warst damals eine Hexe. Du bist gestorben, aber doch nicht tot, denn dein Geist lebte weiter, und er wurde durch dieses Bild, das deine Gestalt zeigt, festgehalten. So mußt du es sehen. Du bist uns nicht verlorengegangen, denn wir haben stets mit dir einen Kontakt gehalten. Denke an die Visionen, die wir dir geschickt haben.«

»Dann warst du es, nicht?«

»Wer sonst?«

Anne stierte ihn an. Sie konnte sein Gesicht nicht gut erkennen, es lag zu sehr im Schatten. Doch sie hatte das Gefühl, einen Fremden zu sehen. »Wer bist du, Pierre?«

»Weißt du das nicht?«

»Nein, nein, ich kenne dich nur als Pierre Rodin.«

»Dann will ich dir die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit. Ich bin der Teufel oder ein Teil von ihm, ein Stück Hölle…«

Trotz ihrer Angst dachte sie nach und überlegte. Sie wollte ihre Gedanken folgerichtig ordnen, kam auch zu einem Resultat, das allerdings sehr schlimm war und sie es nur in Form einer Frage aussprechen konnte.

»Du bist doch nicht die Gestalt aus meinen Visionen?« Ihre Stimme zitterte, die Worte waren kaum zu verstehen.

»Meinst du das?«

»Ja, das meine ich. Du… du …«

»Sprich nicht weiter, Kleine. Ich bin die Gestalt aus deinen Visionen, ich bin es, das Stück Hölle.« Er lachte auf, leise allerdings, dennoch dröhnte dieses fast flüsternde Gelächter in den Ohren der furchtbesessenen Anne Geron.

Anne Geron sagte nichts. Sie konnte nicht mehr sprechen, sie konnte sich auch nicht bewegen. Wie ein Eisenpfahl, der schwer und hoch

war, stand sie auf der Stelle.

»Glaubst du mir nicht, Kleine?«

»Du…!« keuchte sie nach einer Weile. »Du siehst so anders aus. So normal.«

»Anders war ich in deinen Visionen. Da habe ich ein Stück Hölle gezeigt. Ich bin ein Diener der Hölle, ich liebe den Teufel. Er hat mich gesandt, um dich zu ihm zu holen. Du wirst wieder so werden, wie es die Hexe vor langer Zeit gewesen ist, damit wir beide ein Paar bilden können.«

»Das kann ich nicht.«

Rodin legte den Kopf schief und schaute sie beinahe bedauernd an. »Ich bekomme den Eindruck, als würdest du mir noch immer nicht glauben, Anne. Dann will ich den Beweis antreten.« Er hatte seinen Mantel nicht geschlossen, das Kleidungsstück hing offen vor seinem Körper und fiel ebenso locker wie der Schal.

An ihm griff Rodin vorbei. Seine Hand verschwand irgendwo im Innern des Mantels und holte den Gegenstand hervor, den Anne in ihren satanischen Visionen gesehen hatte.

Es war das furchtbare Messer mit der langen, spitzen Klinge…

***

Ich war den Tränen nahe, als ich mir die Zeit nahm und mich über die Gestalt beugte. Ich tastete mit den Händen über die Brust. Schon bald klebte die Flüssigkeit an meinen Fingern, und ich brauchte kein großer Prophet zu sein, um zu wissen, daß es Blut war.

Lebte der Templer noch?

Ich leuchtete mit meiner kleinen Lampe in sein Gesicht. Der starre Blick sagte mir alles, dieser Mann war durch die Hand eines Killers gestorben.

In meinem Innern bäumte sich etwas auf. Getötet worden war er trotz zahlreicher Personen in diesem Haus. Die Warnung des Abbés war für ihn zu spät gekommen, wieder hatte einer seiner Getreuen sein Leben lassen müssen.

Aber war sie auch zu spät für Anne Geron gekommen?

Meine Hände waren zu Fäusten geballt. An der Haut klebte der kalte Schweiß, das Herz schlug schneller, und es war mir nicht möglich, meine Erregung zu unterdrücken.

Mit der Zungenspitze feuchtete ich meine trockenen Lippen an. Im Hals klemmte das würgende Gefühl, ein Beweis für die Furcht, die sich derartig artikulierte.

Alles konnte ich mir leisten, nur keinen Fehler, der eventuell ein Menschenleben gekostet hätte.

Ohne es gesehen zu haben, war mir klar, daß sich Anne in den Klauen eines Mörders befand. War es die Gestalt aus ihren Visionen?

Hatten wir es geschafft, sie zu überlisten, damit sie sich materialisieren konnte?

Mir waren ähnliche Situationen bekannt, wo das Leben eines Menschen auf des Messers Schneide gestanden hatte. Manchmal war es mir gelungen, die Person zu retten, aber nicht immer, und jede Niederlage hatte mich immer in Zweifel gestürzt.

Nichts glich sich, auch wenn es so aussah. Alles konnte verschieden ausgehen, aber mit dem schlimmsten enden, was man sich vorstellte – Mord!

Glücklicherweise kannte ich mich im Haus der Templer aus. Ich wußte auch, wo das Gästezimmer lag, zählte die Türen ab und legte mein Ohr gegen das Holz.

»Bitte…«

Ein Wort nur, ein flehender Ruf, voller Angst und Verzweiflung, der mich erreichte und dafür sorgte, daß in mir eine Sicherung durchbrannte…

***

Pierre Rodin sagte nichts. Er streckte nur den Arm vor, damit Anne das Messer noch besser sehen konnte.

Sie nickte.

Einmal, zweimal bewegte sie den Kopf, während Tränen an ihren Wangen entlangliefen.

Jetzt, wo sie weinte und wo ihre Verzweiflung fast unbeschreiblich war, stellte Rodin eine leise Frage: »Glaubst du mir nun, kleine Anne? Bist du jetzt überzeugt?«

Sie schwieg, fiel zur Seite und berührte mit ihrer Schulter die Wand. Sie hatte sich in ihren Visionen nackt auf dem Altar liegen gesehen, das war nicht eingetreten, aber diese Szene hier war um keinen Deut harmloser als die Vision.

Konnte sie noch etwas tun?

Ja, schreien, nur fehlte ihr dazu die Kraft. Das Leben und der Widerstandswille rannen wie dünner Sand aus ihrem Körper. Sie spürte eine nie gekannte Leere und wunderte sich, daß ihre Beine noch die Kraft besaßen, ihr Gewicht zu tragen.

Rodin kam näher. Noch immer bewegte er sich lässig und geschmeidig zugleich. Er schob einen Stuhl zur Seite, der ihm im Weg gestanden hatte.

Anne drehte den Kopf. Sie sah ihn vor sich aufwachsen wie ein Monstrum. Hinter den Gläsern der Brille lagen die Augen tief in den Höhlen. Die Pupillen funkelten wie glühende Kohlestücke, die aus den Tiefen der Hölle hervorgeholt worden waren.

Sein Gesicht blieb praktisch ohne Ausdruck, obgleich er die Lippen in die Breite gezogen hatte und dieses Lächeln praktisch auf seinem

Mund festklebte.
»Komm her!« sagte er leise.
»N… nein!«
Rodin schüttelte den Kopf, als hätte er die Antwort eines unartigen Kindes gehört. Sehr langsam schob er seinen linken Arm vor.
Seine Hand veränderte sich zur Kralle, die eisenhart Zugriff, als sie den Oberarm der Frau umklammerte.
Anne Geron zuckte zusammen. Ein leiser Wehlaut drang aus ihrem Mund. Darauf nahm Rodin keine Rücksicht.
Er zerrte sie zu sich heran.
Anne bewegte sich nicht. Steif wie eine Puppe hing sie im Griff des Mannes. Die Szene erinnerte fast an ihre Begegnung in der mit weihnachtlicher Musik gefüllten Passage, wo er ihr geholfen hatte.
Diesmal jedoch zeigte sein Gesicht keinen besorgten Ausdruck. Es blieb grausam kalt.
Langsam drückte er sie vor, drehte Anne dabei herum, weil er sie in eine bestimmte Richtung bekommen wollte. Er schob sie auf den Tisch zu. Plötzlich wechselte Rodin seinen Griff. Seine Linke umklammerte ihren Hals, raubte ihr einen Teil der Luft, als er sie nach hinten drückte.
Zuerst spürte sie die Tischkante nur an ihrem letzten Wirbel, dann preßte sie der Druck nach hinten, so daß sie auf der Tischplatte zu liegen kam.
»Wie der Altar in deinen Visionen!« flüsterte er. »Genau wie der Altar. Und es ist doch eigentlich egal, wo du stirbst, nicht wahr, meine Kleine?«
»Warum denn?« keuchte sie. Er hatte ihr soviel Platz gegeben, daß sie noch eine Frage stellen konnte.
»Die Hexe, weißt du, sie ist es. Du hast ihren Geist nicht eingelassen, hast dich dagegen gewehrt. Das ist dein Pech gewesen, deshalb werde ich dich töten.« Während seiner Worte hatte er den rechten Arm gehoben, und die Klinge stand genau über ihrer Brust.
So hatte sie es in ihrer letzten Vision gesehen. Das hier aber war die Realität.
»Bitte…«
Ein letztes Wort drang über ihre Lippen.
Er schüttelte den Kopf und dann…?

***

Dann flog die Tür auf!
Ich hatte mich dagegen geworfen, obwohl sie nicht verschlossen gewesen war. Zusammen mit der Tür flog ich in das Zimmer hinein, so wuchtig, daß ich mich kaum auf den Beinen halten konnte.
Ich war bewaffnet, hatte die Beretta gezogen. Das Kreuz hing offen

vor meiner Brust, und während ich taumelte, sah ich den ganzen Schrecken und diese mörderische Situation, in der Anne steckte.

Ich feuerte.

Als die Schüsse krachten und ich mich kaum noch halten konnte, da sah ich, wie die verdammte Waffe in die Tiefe rammte, hörte den furchtbaren Schrei des Mädchens, fiel gegen einen Stuhl, riß ihn um und bekam schreckliche Angst.

Nicht um mich, nur um Anne!

Ich wirbelte zur Seite. Nur kein Ziel abgeben, wenn, dann eines, das sich bewegte.

Auch Rodin hatte sich gedreht, zeigte mir seine Front. Beide Kugeln hatten getroffen. Blutspritzer bedeckten die langen Schalhälften, und das Gesicht glänzte, wie mit Öl eingerieben.

Er hob den Arm und schleuderte den langen Dolch.

Ich hatte ihm dann im gleichen Moment den Stuhl entgegengeworfen. Der Dolch hackte in das Holz. Er war so wuchtig geschleudert worden, daß er den Stuhl zur Seite katapultierte.

Auf dem Tisch lag Anne Geron, regungslos, vielleicht war sie tot, vielleicht auch nicht.

Darum konnte ich mich nicht kümmern, denn wichtiger war in diesem Augenblick Rodin.

Und er wollte dann die Flucht ergreifen.

Der Weg zur Tür war ihm versperrt. Er rast auf das Fenster zu, stieß sich ab und wuchtete sich gegen die Scheibe.

Mit einem Knall zerbrach das Glas, aber das Fensterkreuz, das es noch gab, zersplitterte zur Hälfte. Die übriggebliebenen Reste reichten aus, um den Mann zu halten.

Der hing nun. Mit dem Oberkörper aus dem Fenster. Ein Stück Holz, das von oben nach unten führte, hatte seinen Hals geritzt, wo sich ein Blutfleckchen zeigte.

Ich lief zu ihm.

Er hatte den Kopf nach rechts gedreht. Bleich war die Haut, die Brille verrutscht, der Blick seiner Augen so leer wie der des Templers im Flur.

Pierre Rodin war tot.

Und Anne?

Ich sprang auf den Tisch zu. Der Kampf war gehört worden. An der Tür standen die Templer. Sie alle schauten mich an, sie alle sahen auch, daß ich anfing zu weinen.

Ich weinte um eine Tote!

Diesmal hatte ich es nicht geschafft. Die Zeitspanne war einfach zu kurz gewesen. Rodin hatte sein verdammtes Messer noch nach unten stoßen können, so waren letztendlich die Satansvisionen zu einer schrecklichen Realität geworden.

Daß der Abbé eintrat, bemerkte ich nicht. Ich hörte nur seine Stimme, wie er sagte: »Bringt das Mädchen zu Jorge. Sie beide werden hier im Ort ihr Grab bekommen.«

Dann strich er mit seiner Hand über mein Haar, aber auch er konnte mich nicht trösten…

***

Der nächste Morgen brachte Sonnenschein und blauen Himmel. Ich hatte so gut wie nicht geschlafen, war ständig hochgeschreckt, immer das Bild der toten Anne Geron vor Augen.

Liegenbleiben wollte ich nicht, auch wenn ich mich matt fühlte.

Hammerschläge dröhnten durch das Haus, weil die Templer dabei waren, das Fenster zu reparieren.

Ich erhob mich von der einfachen Liegestatt und zog mich nach dem Waschen wie in Trance an.

Dann ging ich hinunter.

Der Abbé saß trotz der Kälte draußen, eingehüllt in einen dicken Mantel, sein Gesicht mit der dunklen Brille der Wintersonne zugewandt. Als er meine Schritte hörte, erkannte er mich am Gang.

»Setz dich zu mir, John, denn ich habe auf dich gewartet.«

Rechts neben ihm nahm ich Platz.

»Du hast es gut gemeint«, sagte er, »als du uns die Ikone brachtest. Sie ist wieder normal.«

Ohne aufzublicken, fragte ich: »Was heißt das?«

»Die Frau ist verschwunden, sie hat sich aufgelöst, denn sie gehörte nicht dorthin. Der Geist des Bösen hat die Ikone verlassen.«

»Und ich habe gedacht, der Templer-Schatz wäre so normal gewesen wie ein anderer Schatz auch.«

»Man weiß es nicht. Du hast ihn gesehen, John, du mußt entscheiden.«

»Ich lasse ihn dort.«

»Eine gute Entscheidung. Ich will dir auch sagen, daß wir die Ikone nicht verkaufen. Sie wird uns immer an eine Anne Geron erinnern, die durch die Hand eines menschlichen Satans ihr junges Leben verloren hat. Vielleicht stellen wir sie auf ihr Grab.«

»Tut, was ihr wollt«, flüsterte ich. »Lange genug habe ich warten müssen, dann endlich hatte ich Zeit, euch die Ikone zu bringen. Was ist daraus geworden?« Ich hob die Schultern. »Drei Tote – ich hätte nie damit gerechnet.«

»Das kann man auch nicht, mein Freund. Dieses Stück Hölle ist fast stärker gewesen.«

»Wann wird sie mal schwächer sein, Abbé?«

»Nie, glaube ich. Nur müssen wir uns umstellen und sie ebenso raffiniert bekämpfen.«

»Da hast du recht.« Ich stand auf.

»Wo willst du hin, John? Bleibe hier, es ist ein wunderbarer Sonnentag.«

»Ich bleibe auch draußen, Abbé, aber allein. Ich möchte etwas durch den Ort gehen.«

»Das kann ich verstehen.« Er räusperte sich. »Auch zu deinem Ahnherrn Hector de Valois?«

»Kann sein«, erwiderte ich und ging mit knirschenden Schritten davon…

ENDE